

Abhandlungen

der Herren

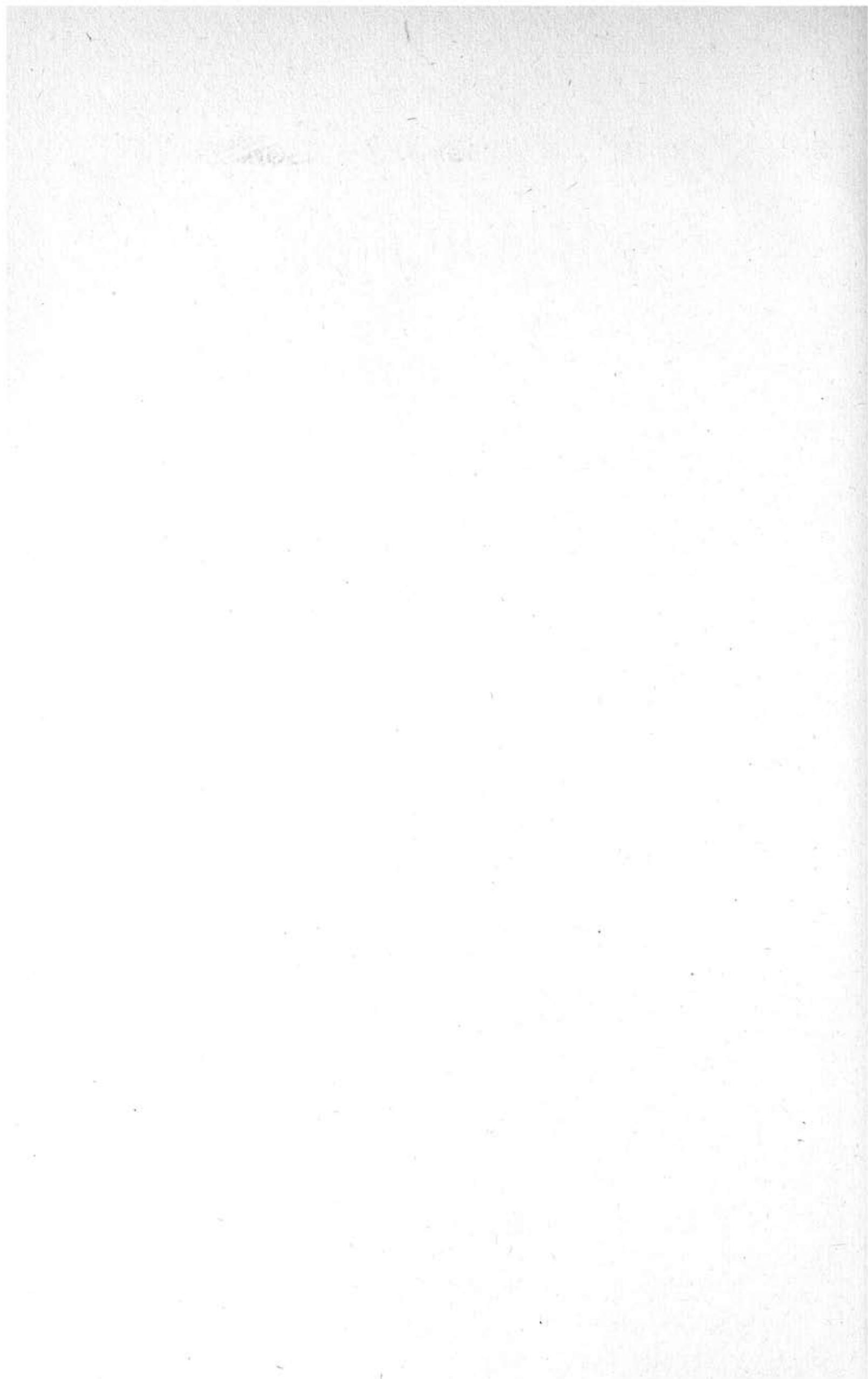
Buschbell, Engert, Kalt, Kirsch, Mohler

Jahresbericht für 1921



Köln 1921

Kommissionsverlag und Druck von J. P. Bachem



Zur Charakteristik des Kardinals Bellarmin

(† 17. Sept. 1621).

Vortrag ¹⁾, gehalten auf der Wormser General-Versammlung der Görres-Gesellschaft.

Von Prof. Dr. Gottfried Buschbell.

Ueber die wissenschaftliche Bedeutung Bellarmins sind sich Freunde und Feinde einig. Sein Gegner Widdrington bekennt von ihm: Nemo hoc saeculo doctius, nemo accuratius de rebus hodie controversis scripsit. Leopold Ranke nennt ihn den größten Kontroversisten der katholischen Kirche überhaupt, und Karl v. Hase bekennt, daß von ihm der Protestantismus am ernstesten angegriffen wurde.

Eine Würdigung Bellarmins, des gelehrten Theologen und Schriftstellers, können und werden Sie von mir, dem Laien, nicht erwarten. Vielmehr kann es sich nur darum handeln, zum Andenken an seinen vor nun drei Jahrhunderten erfolgten Heimgang Ihnen seine Persönlichkeit näher zu bringen.

Er ist nicht den Weg anderer bedeutender Männer der Geschichte gegangen, die in heißen Jugendkämpfen, in Lust und Leid mit ihrer vollen Persönlichkeit in das wogende Leben sich hineinstürzten, bis dann nach mancher Verirrung am Ende befriedigt oder entsagend das Ich zur Ruhe kam und die Heldischen unter ihnen selbstvergessend für die Gesamtheit wirkten und in innerer Ruhe das Ganze wie das Einzelne beschaulich an sich vorüber ziehen ließen. Kaum den Kinderschuhen entwachsen, trat er ohne Tändeln, ohne Kämpfe tiefer Leidenschaften, ohne Streit, abgesehen von dem um den Beruf — ihn mußte er seinem Vater abringen — ohne weitabführende Irrung in den Klosterstand, in ein Wirken für andere mehr als für sich selbst. Man könnte meinen, ein solcher Charakter, frühzeitig in ein Schema gepreßt, gleich allen anderen Ordensgenossen auf demselben Schleifsteine von den Ecken und Uneben-

¹⁾ Abgesehen von einer redaktionellen Streichung ist der Wortlaut des Vortrages bis auf Kleinigkeiten beibehalten worden. Leider mußte darauf verzichtet werden, die Belegstellen beizufügen. Die Teile des Vortrages, die der dokumentarischen Beweise am meisten bedürfen, hoffe ich indessen an anderer Stelle eingehender behandeln zu können. Bei der Gelegenheit werde ich die Beweisstellen vorbringen.

heiten der Individualität befreit, könnte wenig Eigenes behalten haben. Aber auch in diesem Beruf ist Platz und Verwendung für eine Mannigfaltigkeit von Veranlagungen und Begabungen, auch in ihm gelangt bei Personen von wirklicher Eigenart nach den Jahren der Jugend diese wieder zum Durchbruch und verschafft sich Geltung vor den vielen, die nur die Herde bilden.

Dazu kommt, daß Bellarmin nicht nur dem Jesuitenorden angehört. Fast 22 Jahre lang wirkte er als hochangesehenes Mitglied des obersten Senates der Kirche, und fast wäre er zu ihrer obersten Leitung berufen worden. Auch behielt er ein warmes Gefühl der Zusammengehörigkeit mit seinen Blutsverwandten und hat mit ihnen in einem lebhaften, größtenteils noch unveröffentlichten Briefwechsel gestanden, in dem wiederum manche Seite seines Wesens zur Entfaltung und Enthüllung gebracht wird.

Von ihm selbst besitzen wir kurze Aufzeichnungen über sein Leben. Man hat sie als Selbstbiographie des Kardinals Bellarmin an das Licht gezogen und nicht ohne Erfolg gegen ihn in das Feld geführt, als es galt, den ehrwürdigen Diener Gottes zu den Seligen und Heiligen der Kirche zu gesellen. Vielleicht sind es nur zusammenhängende Antworten auf bestimmte ihm vorgelegte Fragen, Anhaltspunkte für spätere Geschichtsschreiber. Für die Kritik dieser Selbstbiographie bietet die 1911 erfolgte Veröffentlichung Le Bachelets (*Bellarmin avant son cardinalat [1542—1598] Correspondance et documents*, Paris 1911) eine wichtige Handhabe, indem sie nicht nur alle erreichbaren Briefe von Bellarmin und an ihn zum Abdrucke bringt, sondern auch die Briefe anderer über ihn, soweit sie für die Charakteristik von Bedeutung sind.

In Montepulciano wurde Robert am Tage des Heiligen von Assisi 1542 geboren. Die Eltern waren adlig und ärmer, als man später wahr haben wollte. Die asketisch fromme Mutter war eine Schwester Marcellus II., der nach menschlichem Ermessen für die Kirche und die Familie zu früh gestorben ist. Von den drei ältesten Söhnen war Robert der jüngste, aber auch bei weitem der begabteste. Von ihm vor allem erwartete man, daß er das Haus zu Reichtum und Ehren führen werde. *Dat Galenus opes*; so war man gern einverstanden damit, daß Robert Arzt werden wollte.

Doch trat ein völliger Umschwung in seinem Innern ein, als er Jesuitenzögling wurde. Er war der bei weitem beste Schüler, der sich durch Gewandtheit, Unererschrockenheit der Rede und die Kunst der lateinischen Verse schon mit 16 Jahren auszeichnete; mit dem geistigen Fortschritt hielt der geistliche gleichen Schritt, wir hören vom häufigen Empfang der Sakramente und bald auch von seiner Neigung, in den

Jesuitenorden einzutreten. Große Entrüstung des Vaters, als dieser, recht spät, davon in Kenntniß gesetzt wurde und so die auf diesen Sohn gesetzten Zukunftshoffnungen zerflattern sah. Endlich, man weiß nicht, wodurch, Umstimmung des Vaters und Abreise Roberts mit seinem Vetter Richard Cervini, den der gleiche Geist erfaßt hatte, nach Rom, 16. September 1560.

In Rom lebt er sich in den Geist der neuen Ordensfamilie tief und vollständig ein, macht den philosophischen Lehrgang mit Auszeichnung durch und beendet ihn mit ruhmvoller Verteidigung der ganzen Philosophie. Dabei war er von schwachem Körper und litt infolge der geistigen Ueberanstrengung an beständigen Kopfschmerzen, so daß ihn die besorgten Obern zur Kräftigung seiner Gesundheit, aber auch zu neuer Tätigkeit im Oktober 1563 nach Florenz entsandten, wo er ein Jahr blieb; dann lehrte und predigte er drei Jahre in Mondovi und durfte im Herbst 1567 das Studium der Theologie in Padua beginnen. Erfolge als Lehrer und als Prediger in lateinischer und italienischer Sprache begleiteten ihn von dem einen Orte seiner Tätigkeit zum anderen. Nicht bestätigt wird jedoch durch die bei Le Bachelet veröffentlichten Briefe die Angabe der Selbstbiographie, daß nach einer Predigt in Mondovi der Obere nach Rom berichtet hätte: Numquam sic locutus est homo, sicut hic homo, ein Wort, welches das Johannes-Evangelium auf Christus selbst anwendet.

Die theologischen Studien vollendete er nicht in Padua; als im fernen Löwen ein lateinischer Prediger nötig ward, der auch in Antwerpen den dortigen Kaufleuten italienisch zu predigen hatte, und der beste für diesen Posten gerade gut genug schien, erging der Ruf der Oberen an ihn. Vergebens wurde der Einwand seiner schwachen Gesundheit ins Feld geführt; er konnte die Berufung nur ein halbes Jahr verschieben: im Frühjahr (13. April 1569) kam der gemessene Befehl, in drei oder vier Tagen die Reise anzutreten. In Löwen schloß Robert seine theologischen Lernjahre ab, die Priesterweihe erhielt er in Gent; jetzt wurde er auch Profefß der vier Gelübde. Als erster Jesuit lehrte er vor wachsender Zuhörerschaft an der Universität. Von seinem beginnenden Ruhme zeugen die erfolglosen Bemühungen, ihn nach Paris, und des hl. Karl Borromeo, ihn nach Mailand zu ziehen. Statt der vorgesehenen zwei oder drei Jahre blieb er sieben Jahre in Löwen, wie er selbst es bei seiner Ankunft vorausgesagt haben will. Dann sei, so berichtet die Selbstbiographie, seine Gesundheit so hinfällig geworden, daß die Aerzte gemeint hätten, er werde nicht mehr lange leben. Daher hätten die Oberen nach Rom geschrieben, sie könnten ohne schwere Gewissensbedenken nicht hindern, daß er eine Luftveränderung vornehme.

Darauf habe der General geantwortet, sie möchten ihn sofort nach Rom schicken, was auch geschehen sei. Nach den von Le Bachelet veröffentlichten Briefen schrieb dagegen der P. Provinzial Balduin de Lange am 20. Mai 1576 nach Rom, der P. Bellarmin sei von so großer Sehnsucht nach der italienischen Heimat erfaßt, daß er fürchte, ein längerer Verzug werde dem Vater Verdruß bringen. Deshalb wird empfohlen, dem um die Provinz bestens Verdienten, dem ad magna societatis ministeria überaus geeigneten Manne diesen Trost zu gewähren und ihn zum nächsten Herbst abuberufen. Am 28. Juli 1576 stimmte der General Eberhard Merkurian der Bitte zu; Bellarmin hielt am 25. August seine letzte Vorlesung in Löwen, trat am 1. September die Heimreise nach Italien an und gelangte über Genua und seine Vaterstadt Montepulciano, in der er Aufenthalt nahm, nach Rom.

Lange genug hatte sein Aufenthalt in Löwen gedauert. 1575 war seine Mutter gestorben; die beiden Brüder begnügten sich mit der für sie nicht gerade goldenen Mittelmäßigkeit in jeder Beziehung. 1573 hatte ein Generals- und 1572 ein Pontifikatswechsel stattgefunden. Der neue Papst, Gregor XIII., war als Hugo Boncompagni Abbeviator des Trienter Konzils gewesen, als Bellarmins Oheim einer der Präsidenten war. Schon im April 1575 hatte Bellarmin mit einem anderen alten Freunde der Familie Cervini, dem Kardinal Wilhelm Sirleto, anzuknüpfen gesucht, ohne, wie es scheint, Antwort auf sein ausführliches Schreiben zu erhalten. Eigentümlich: denn in Sirlets Hause war er einst abgestiegen, als er sich nach Rom zum Eintritte in den Orden begab; von ihm war er und sein Vetter Richard Cervini dem General Lainez zugeführt worden. Vielleicht meinte er in Rom außerhalb der Kreise seines Ordens in Vergessenheit geraten zu sein.

Aus einem entlegenen Provinzstädtchen trat er nun, erst 34 Jahre alt, in die geistigen Strömungen der Hauptstadt der katholischen Welt. Die Früchte seiner Begabung, seines Fleißes und seiner Tugend begannen zu reifen. Neben seiner Lehrtätigkeit im Collegium Romanum, die er im November 1576 aufnahm, begann bald eine ausgedehnte literarische Wirksamkeit, die er bereits 1578 durch die hebräische Grammatik eingeleitet hatte. Damit aber erwuchs ihm auch bald offene und versteckte Gegnerschaft, sowohl außerhalb als auch innerhalb der Kreise seiner Ordensgenossen. Sirleto, dem, wie Bellarmin schreibt, Gregor XIII. mehr glaubte, als allen andern, dessen Ansehen mehr galt als alle Gründe, hintertrieb die Veröffentlichung der drei Bücher de translatione imperii, die Bellarmin gegen Flacius Illyricus geschrieben hatte, und seiner annotationes in breviarium, und Bellarmin mußte es erleben, daß sein dem neuen Papste Sixtus V. gewidmeter 1. Band der Kontro-

versen, als er 1589 mit dem Kardinal Gaetani in Frankreich weilte, wegen der darin enthaltenen neuen Auffassung von der potestas Papae auf den Index der verbotenen Bücher gesetzt wurde. Doch Sixtus starb am 27. August 1590 und noch unter dem nur 12 Tage währenden Pontifikat Urbans VII. wurde die Indizierung aufgehoben. Schon wollte ihm Urbans zweiter Nachfolger, Innozenz IX., bei der ersten Promotion am 18. Dezember 1590 den Purpur verleihen, doch setzten Widerstände ein, so daß die Sache verschoben wurde; eine zweite Promotion, bei der Bellarmin an die Reihe kommen sollte, erfolgte nicht, da Innozenz bereits am 30. Dezember 1590 starb. Seitdem verschwindet die Berufung zur Kardinalswürde nicht mehr von der Bildfläche, aber es sollte noch fast 10 Jahre dauern, bis sie zur Wirklichkeit ward.

Societas domesticis motibus agitata, so überschreibt Juvenicius das dieser Zeit gewidmete Kapitel seiner Ordensgeschichte. Bellarmin teilte längere Zeit nicht die Auffassung des neuen Generals Claudius Aquaviva über die beste Art den Orden zu regieren, und war im Gegensatz zu diesem für eine, wie wir heute sagen würden, mehr kollegiale Selbstverwaltung des Ordens wie der einzelnen Kollegien. Bellarmin sagt selbst einmal, bis zu seiner Berufung zum Rektor des Collegium Romanum habe er nicht geglaubt, das rechte Vertrauen Aquaviva's zu besitzen.

In seinen Beziehungen zu Aquaviva hat er nach Ansicht des P. Maffeo bis zum Jahre 1599, in dem er Kardinal wurde, eine vollständige Schwenkung durchgemacht. Die ehrenvolle Ernennung zum Rektor erfolgte Ende 1592. Manchen Verdruß hatten ihm schon vorher Zettelungen seiner eigenen Ordensbrüder gegen die Kontroversen bereitet. Bitter beklagt er, daß so wenig Einigkeit herrsche, statt einander zu unterstützen, „*invicem mordemus, et veri inimici hominis domestici eius*“. Statt seiner erlangte sein Ordensbruder Franz Toledo die Kardinalswürde: dieser war jetzt und auch später die Seele der Treibereien gegen ihn. In einem Briefe vom 5. Mai 1594 schreibt Bellarmin, Clemens VIII. habe ihm ausdrücklich erklärt, er werde ihm bei der nächsten Promotion den Purpur geben, doch am 10. Juni 1594 schreibt er seinem Bruder Thomas, es hätten lebhaftere Machenschaften gegen ihn eingesetzt. Aus der Promotion wurde auch diesmal nichts, vielmehr spitzten sich die Sachen so zu, daß Bellarmin, ohne das Triennium als Rektor des Collegium Romanum zu beenden, nach stürmischen Tagen als Provinzial nach Neapel versetzt wurde (Ende November 1594). Ueber die nach Bellarmins Darstellung wenig beneidenswerte Rolle, die der nunmehrige Jesuitenkardinal Franz Toledo

in der ganzen Angelegenheit, auch bei der Verdächtigung des Lehrinhaltes der Kontroversen, gespielt hat, ist der rückschauende, leider zum Teil verstümmelte Brief zu vergleichen, den Bellarmin am 13. Juli 1598 an Antonio Possevino richtete.

Als Verwaltungsbeamter bewährte sich Bellarmin in seinem Amte als Provinzial nicht besonders. Man warf ihm vor, er ließe sich zu sehr von den Konsultoren leiten, was mit seiner Gesamtauffassung zusammengehangen haben mag. Er erhielt ein Monitum, bei der Professablegung sei für ein prunkvolles Mahl die Summe von 100 Dukaten ausgegeben worden. Bei einigen Geschäften fühlte er sich übergangen, worüber er sich beklagte. Nicht ärgerte er sich, wie er sagte, darüber, daß er den roten Hut nicht erhalten hatte, wohl aber darüber, daß Verleumdungen und üble Berichte im Spiele gewesen waren. In den Herbst 1596 fällt der Vorschlag, er möge Bischof von Montepulciano werden. Er lehnt dies ab und schreibt nicht ohne Schärfe und Selbstbewußtsein an seinen Bruder Thomas: man urteile, der Papst habe ihn durch dieses Angebot vielmehr entehren statt ehren wollen, zumal er Franz Toledo und kurz darauf auch Baronius zu Kardinalen gemacht habe.

Am 14. September 1596 starb der Kardinal Toledo, sein intimster Gegner; Bellarmin wurde an den Hof Clemens' VIII. berufen und traf am 25. Januar 1597 in Rom ein, von wo aus er am 31. Januar an seinen Bruder Thomas u. a. schreibt, er sei nach der Meinung der Menschen noch zu großen Dingen bestimmt. Er selbst fühlt sich aber abgeneigt. In einer verstandesmäßigen Ueberlegung führt er am 7. April 1597 die Gründe für diese Abneigung näher aus. Aber die nun folgenden Briefe an seinen Bruder zeigen, daß der Abneigung doch ein gutes Teil Hoffnung gegenüberstand und daß die Abneigung in den Augenblicken wuchs, in denen die Aussicht abnahm. In einem solchen Augenblicke klagt der 55jährige auch über die Zeichen beginnenden Alters. Er meint nach der Seite der Cervini zu schlagen, die recht kurzlebig gewesen waren. Die Promotion ist wieder verschoben, mehr möchte er mündlich, kann er brieflich nicht sagen. Aus den Briefen der folgenden Zeit lernen wir positive Schritte kennen, die mit seinem Vorwissen getan werden, um die Angelegenheit zu fördern. Wir können hier die einzelnen Stufen der Entwicklung nicht verfolgen und wollen nur feststellen, daß das lange erwartete Ereignis nun am 3. März 1599, als es erfolgte, ihm selbst überraschend gekommen ist. Wenn er aber in einer aus eigenhändiger Niederschrift veröffentlichten Aufzeichnung bemerkt: *coactus sum praecepto D. N. Papae acceptare cardinalatum* und in der Selbstbiographie in breiterer Weise von seinen Versuchen

erzählt, die Würde auch jetzt noch von sich abzuwälzen, so setzt er sich in Widerspruch sowohl zu den vorherigen, von ihm zugelassenen Bemühungen als auch zu einem Briefe an den Bruder Thomas, den er an demselben Tage und in der Stunde schreibt, in der er zum Palaste gerufen wird, um das Birett zu empfangen. Er teilt ganz einfach mit, Gott habe es gefallen, ihm diese Würde zu verleihen und er wünsche, daß es zum Ruhme Gottes ausfallen möge.

Die Bedeutung des Mannes beruhte auch nach der Erhebung zum Kardinalat auf seiner Gelehrsamkeit und seinem vorbildlichen Leben. Eine politische Macht ist er nie geworden und hat er auch nicht werden wollen.

Und damit ist wohl zugleich der Hauptgrund angegeben, warum er die höchste Stufe kirchlicher Würden nicht erstiegen hat. Ernsthafte Aussicht hatte er wohl nur in den Konklaven des Jahres 1605. Es heißt, Aldobrandino, der Nepot des verstorbenen Papstes Clemens' VIII., habe gegen ihn gearbeitet, da er viele Handlungen Clemens' VIII. und Aldobrandinos selbst mißbilligt hätte. Auch bezeichnet er ihn als skrupulösen Jesuiten. Außerdem aber erhielt er von spanischer Seite durch den Cardinal d'Avila die Exklusive. Es steht aus seinen eigenen Äußerungen fest, daß er im Falle der Wahl damals und auch noch später angenommen hätte. Er hat sich auch darüber geäußert, wie er die Herrschaft ausgeübt haben würde. Nach erfolgter Wahl würde er sich einer neuen Wahl, die geheim sein sollte, unterzogen und geheime Wahl auch für die Zukunft eingeführt haben. Nicht der beste Freund, sondern der beste Mann soll gewählt werden. Die Zahl der Kardinäle sollte 45 nicht überschreiten: 6 Bischöfe, 25 Priester, 14 Diakone. Bei ihrer Ernennung, namentlich wenn sie Motu proprio erfolgte, müßten die Kardinäle nominatim um Rat gefragt werden. Ebenso sollten Bischöfe nur diejenigen werden, die von Volk und Klerus als geeignet vorgeschlagen würden. Alle sollten zur Residenz verpflichtet sein und nicht zu solchen kurialen Aemtern benutzt werden, die auch von anderen Prälaten versehen werden könnten. Zum päpstlichen Statthalter von Rom und zu allen Aemtern, bei denen Kriminalfachen zur Behandlung stünden, sollten nur Laien ernannt werden. Benefizien oder kirchliche Pensionen für weltliche Dienstleistungen zu verleihen, erklärte er als Simonie. In das erste Konsistorium wollte er die Beschlüsse des Trienter Konzils mitbringen und sagen: *Fratres, haec est nostra reformatio*. Demgemäß sollte man sich allgemein mit nur einem Benefizium begnügen. Keinem seiner Verwandten würde er Wohnung im päpstlichen Palaste angewiesen, keinen zum Kardinal ernannt haben, da keiner von ihnen das 30. Lebensjahr erreicht hatte. Er würde nie bei geistlichen Verrichtungen auf dem Altare Platz nehmen, „che pare che sia Antecristo“. Die Ablässe

sollten auf den alten Brauch zurückgeführt, als Höchstmaß den Italienern 40 Tage, den entfernter Wohnenden ein Jahr zugebilligt werden. Ueber die Schwierigkeit der Durchführung der Reformen, namentlich derjenigen, die die Datarie betrafen, war er sich im klaren und sprach die Meinung aus, daß sie sein Leben abkürzen würden. Wenn auch alle diese Aeußerungen den letzten Jahren seines Lebens angehören, so steht doch außer Zweifel, daß die ihnen zugrunde liegenden Anschauungen sich lange vorher bei ihm gebildet hatten.

Wenn er so im Falle einer Wahl bereit gewesen wäre, wie einst sein Vorbild Marcellus II., die schwere Bürde auf sich zu nehmen, so vermied er doch ängstlich jeden Anschein, als ob er darauf hinstrebe. Seinem Verwandten Theodor Benci verwies er es ernstlich, daß er in seiner ersten Messe für die Erhöhung des Kardinals gebetet hatte. Wenn auf seine Erhöhung gehofft werde, so schrieb er am 19. November 1614 an Antonio Cervini, so sei nichts mehr zu hoffen, und am 2. Januar 1616 nimmt er einen dahin zielenden Wunsch seines Neffen Marcello Cervini nur für Größe im geistlichen Sinne und für das andere Leben an.

Dem Hexenglauben seiner Zeit hat auch er Tribut gezollt, aber mit kritischer Anwendung auf den einzelnen Fall.

Groß war seine Verehrung des hl. Ignatius und seines Beichtkinds Moxsius v. Gonzaga; an beider Seligsprechung hat er hervorragenden Anteil.

Als eifriges und gewissenhaftes Mitglied einer Reihe von Kongregationen, als Protektor mehrerer Orden, als weiterhin, trotz seiner von Hause aus friedlichen Natur, überaus tätiger polemischer und apzetischer Schriftsteller, hatte er auch weiterhin ein Dasein voller Arbeit und Mühe. Die Unterschriften, so schrieb der 76jährige (21. 12. 1618) an Antonio Cervini, die Unterschriften, die er zu leisten hätte, nähmen allein mehrere Stunden in Anspruch.

Um so mehr müssen wir es bewundern, daß er bis kurz vor seinem Tode noch Zeit fand zu zahlreichen eigenhändigen Briefen an seine Verwandten, die von peinlicher Wahrung der gesellschaftlichen Formen und von hoher Herzensbildung zeugen. Kein Brief, sei er auch von einem kaum dem Knabenalter entwachsenen Neffen, den er nicht pünktlich und ausführlich beantwortete, auch wenn er gleichzeitig an die Eltern schreibt. Einmal entschuldigt er sich, daß er einer alten Dienerin seines Hauses, die ins Kloster eingetreten war, nicht persönlich hat schreiben können. Kein noch so kleines Geschenk, für das er nicht brieflich dankt und für das er nicht eine Gegengabe gehabt hätte. Mit Empfindlichkeit vermerkt er aber auch, wenn er keine Antwort erhielt oder eine solche sich

verzögerte. Er weist darauf hin, wenn unter einem Briefe aus Unachtsamkeit die Unterschrift des Absenders fehlt. Als Abtötung bezeichnet er es, wenn er, ohne auf den ersten Brief Antwort erhalten zu haben, ein zweites Mal an dieselbe Person zu schreiben gezwungen wird. Er tut es nur, da es sich um einen Vorteil nicht für ihn selbst, sondern für einen Verwandten handelt. Hart erscheint es ihm, nachdem er an ein Kloster die Mitgift einer Verwandten gezahlt hat, weder Dank noch Quittung dafür zu erhalten. Wenn auch im scherzenden Tone, so weist er doch darauf hin, man habe ihn nicht zur Hochzeit seiner Nichte Maria mit ihrem Vetter Franz Maria Cervini eingeladen. Dabei hatte er die Heirat angeregt und auch die Mitgift im Betrage von 3000 Scudi bezahlt.

Ich habe an anderer Stelle aus den Briefen nachgewiesen, wie hohen Wert der Cardinal auf adlige Abstammung legte. Damit hing auch die Förderung seiner Angehörigen zusammen, und der Aufstieg des Hauses liegt ihm sehr am Herzen. Er äußert sogar mehrmals, die göttliche Vorsehung habe ihm deshalb die Cardinalswürde zugewandt, damit er die armen Verwandten unterstützen könnte. *Ut minus egeant, non ut ditescant*, das war sein von Marcellus II. übernommener Grundsatz. Immer wieder macht er die jungen Männer seiner Verwandtschaft darauf aufmerksam, an ihnen liege es, den Ruhm des Hauses zu vermehren und gibt als Wege zu hohen Würden an ein frommes Leben und eine durch Fleiß erworbene hervorragende Gelehrsamkeit.

Die Gaben, die er seinen Verwandten sandte, beschränkten sich nicht auf seine Bücher, die er jedesmal nach ihrem Erscheinen schickte, oder auf ein Bild oder eine Reliquie des hl. Morysius, seines ehemaligen Beichtkinds oder einen kostbaren Rosenkranz aus feinsten Bernsteinperlen, der ihm aus Polen gesandt worden war; man erwartete und bekam auch geldliche Zuwendungen. Seinem Bruder Thomas hatte er einst geraten, eine »vedova attempata« zu heiraten, die ihm ein Kind oder zwei zur Welt bringen könnte. Thomas hatte den Rat nur insofern befolgt, als er überhaupt heiratete; seine Gattin beschenkte ihn mit nicht weniger als 14 Kindern. Die Briefe an ihn aus der Zeit des Cardinalats haben mir nicht vorgelegen. Wahrscheinlich hat er den Löwenanteil der Unterstützung übernommen. Für seine Schwester Camilla sorgte Robert so, daß sie auch nach seinem Tode zu leben haben würde. Ueber »mal governo« und »mala vita« ihres Mannes, Bartoletto Burratti, führt der Cardinal verschiedentlich Klage. Auch die Cervini und mit ihnen die verwandten Benci staken in Schulden und erwarteten von ihm Abhülfe.

Auf irdischen Besitz legte er selbst keinen Wert; Geschenke lehnte er ab. Das Erzbistum Capua hätte er nach seiner Zurückberufung an die

Kurie im Jahre 1605 den Einkünften nach beibehalten können. Er verzichtete darauf und damit zugleich auf jährlich 5000 Scudi. In den letzten Jahren seines Lebens war er in starker Geldknappheit. Eine Pension, die er aus Turin bezog, blieb mehrere Jahre hintereinander aus und gab auch dann nur einen winzigen Bruchteil des früheren Ertrages. Sein Neffe Angelo della Ciaia, der Bischof von Thiano, starb, kaum daß er sein Amt übernommen hatte, unter Hinterlassung einer Schuldenlast von 2000 Scudi. Ihn hatte er aufersehen, nach seinem Tode für Camilla zu sorgen; jetzt mußte er noch einen Teil der hinterlassenen Schulden bezahlen; die unbefriedigten Gläubiger mochten seinen Tod beweinen.

Für die Vermögenslage der Familie, das betont er frühzeitig und häufig, war entscheidend, was aus den Söhnen wurde. Keine Mühe und keine Kosten sollen gescheut werden, um sie zu gelehrten und frommen Männern zu erziehen. Er bittet Antonio Cervini um lateinische Briefe der Söhne. Diese fielen so großartig aus, daß der Cardinal wohl mit Recht an der Selbständigkeit der Leistung zweifelte und über die prudenza più di fanciullo staunte. Aber weder an Marcello noch an Alessandro, dessen Vetter, erlebte er die verdiente Freude. Marcello, erst im römischen Seminar, dann in der dozzina des Mr. Persio untergebracht, dann in sein Haus aufgenommen, erntete aus Mangel an Fleiß und wegen schwacher Gesundheit im philosophischen Kursus keine Lorbeeren. Ihm hatte er ein Vater sein wollen, häufig versichert er ihn seiner Zuneigung, muß aber zugleich befürchten, er werde in dem Verkehr mit den Signori romaneschi entgleisen. Deshalb ist er nicht einverstanden, daß dieser für die geistliche Laufbahn bestimmte Sohn seines Veters in Rom die Rechte studieren soll. Vergebens hält er dem Vater vor, der Weg zu geistlichen Würden führe durch das Studium der Theologie; ohne auf Bellarmins Rat zu achten, studierte der junge Mann die Rechte in Siena, um schließlich dort auf eine Art zum Doktor promoviert zu werden, die dem Cardinal nicht gefiel. Er erinnert daran, daß man in Padua einmal einen fachino zum Doktor gemacht habe und weist auf die Art hin, wie die öffentliche Prüfung der Leute vor sich ginge, welche Auditori di Rota oder Konsistorialadvokaten werden wollten, die sich alles vorsagen ließen. Nur werde ein wenig geklopft, wenn der Opponent zu viele Einwendungen mache. Denen, die von ihm vorangeschoben und durch Einkünfte bereichert zu werden hofften, hielt er, der sich selbst mit wenig Einkünften begnügt hatte, das Beispiel Marcellus' II. und des Cardinals Ricci vor Augen und wies auf die eminenza di virtù und di dottrina hin, die jenen den Weg bereitet hätten. Schließlich kam Marcello wieder in sein Haus. Aber wie 1614 der andere Neffe Alessandro im Zorn geschieden war, so erging es 1620 auch

mit Marcello, durch dessen eigene Schuld. Wir bewundern die unermüdlige Geduld Bellarmins, der ihn doch wieder aufnehmen will, obwohl nun auch der Vater die Partei des Sohnes ergreift, und man dem greisen Kardinal nach sechs Jahren die geringe Höhe der Mitgift vorwirft, die er 1614 seiner Nichte Maria gegeben hat. Erst als Marcello, nach Rom zurückgekehrt, trotz der Einladung des Kardinals, bei ihm zu wohnen, wenige Monate vor dessen Tode eine eigene Wohnung genommen hat, scheint der Kardinal die fördernde Hand von ihm zurückgehalten zu haben.

Ebenso unerquicklich war das Verhalten des Alessandro Cervini und des Matteo und Ricciardo Benci. Seiner Schwester Camilla, der er so viel gegeben hatte, muß er endlich im April 1620 schreiben, sie solle keine Forderungen mehr an ihn stellen, und im Juni, er habe ihr in diesen 20 Jahren genug gegeben. Dazu kamen Streitigkeiten zwischen den einzelnen Zweigen der Familie: Antonios mit Alexander, der Cervini mit den Bellarmin.

Das Bild, das sich so aus den Familienbriefen ergibt, ist höchst unerfreulich. Nicht aber für die Person des Kardinals selbst, der immer wieder die *pace et concordia* predigt, die mehr wert seien als un migliaro di scudi, der sein Geld, seine Zeit und seine Liebe opfert, der mit unermüdllicher Geduld immer wieder aufzurichten bestrebt ist, gegen Ende seines Lebens aber, als er schon krank war und den Tod nahen fühlte, sehen muß, daß alles vergebens war.

Kein Wunder, daß ihm, der auch einmal über viele öffentliche und private Beschwerden klagt, unter diesen Umständen gelegentlich ein Wort entfährt, das dieser ursprünglich weichen Natur nicht zu entsprechen scheint. Was könne er sich um die Krankheit einer Person kümmern, die er nur als Wickelkind gesehen habe, so schreibt er dem Schwiegervater seiner kranken Nichte Maria. Er habe andere Dinge im Kopfe, als Gevatterschaften und Aussuchen von Namen für noch nicht geborene Kinder, schreibt er, diesmal beeinflusst von dem Verdruß über Marcello.

Bei dem Ordensmanne und namentlich unter den geschilderten Umständen verständlicher ist schon, daß er bei dem Tode von Verwandten jedesmal erklärt, keinen Schmerz, sondern vielmehr Reid zu empfinden, wenn er nur Gewißheit hat, daß die betreffende Person die kirchlichen Gnadenmittel empfangen hat oder wenn es sich um ein Kind handelt. Interessant ist, daß er einmal als probabile Meinung erklärt, daß im Himmel mehr Frauen als Männer seien, und als Grund angibt, daß diese nicht in so verantwortungsvollen Berufen zu leben brauchten.

Die Verdrießlichkeiten mit seinen Verwandten, ihre und seine eigene Vermögenslage, auch körperliche Leiden, die sich mit dem Alter ver-

größerten, waren nicht dazu angetan, die letzten Lebenstage Bellarmins zu erleichtern. Früher hatte er den heiteren Humor eines zufriedenen Gemütes besessen. Mehr und mehr finden wir eine völlige Abwendung vom Irdischen, gepaart mit einer auch schon einmal sarkastischen Kritik an den bestehenden Verhältnissen. Seiner eigenen Lebensweise und -auffassung entsprach ja nicht die Art der Nepotenbereicherung, wie sie damals betrieben wurde, als der Reichtum der Aldobrandini, der Borghese und Ludovisi auf Kirchengut gegründet ward. Mit Borghese, der so angeheure Schätze aufhäufte und Paläste, Kunstwerke und Meßer zusammenkaufte, erklärte er nur Mitleid zu haben. Als auf dem Heimweg aus dem Konklave (wahrscheinlich 1621) jemand ihm sagte, dem Kardinal K. habe nur ein votum gefehlt und er auf die Frage: „Welches denn?“ die Antwort erhielt: „Das des Hl. Geistes“, antwortete er trocken: „Ich weiß nicht, ob er das des Vaters und des Sohnes gehabt hat.“

Eines Tages kam er auf dem Gange zu einer Kongregations-sitzung des S. Uffizio am Monte Cavallo vorbei, auf dem gerade der mächtige Bau des Quirinalpalastes entstand. Im Vorbeigehen bemerkte er: Habemus Papam magnae aedificationis. Schien ihm schon der Stand der Kardinäle für das Seelenheil gefährlich und am roten Gewand das Höllenfeuer emporzuzüngeln, so hielt er noch viel mehr die Person eines Papstes für dem ewigen Verderben ausgesetzt. Wenige Tage vor dem Tode Pauls V. bemerkte er über den schwer Kranken: „O der Arme, wie sehr bemitleide ich ihn. So vielen hat er gegeben, Gott weiß, wohin er nun kommt.“ Deshalb glaubte er auch selbst, seiner Seele Seligkeit aufs Spiel zu setzen, wenn er zum Papst gewählt würde und betete: A Papatu libera me, Domine. Ein anderes Mal äußerte er: „Sicher ist, daß seit 16 Jahren kein Papst zur Hölle gefahren ist.“ Dies sagte er in den letzten Zeiten Pauls V., der 16 Jahre regiert hat.

Wir sehen ihn in den letzten Jahren mehr noch als früher sich mit dem Gedanken an den Tod beschäftigen. Ihn behandelt seine letzte asketische Schrift: „De arte bene moriendi.“ Rückblickend schreibt er einmal an seine Schwester Camilla: „Der Tod naht mit großen Schritten! Uns Jenseits muß ich denken, nicht an die Gegenwart, an das Leiden Christi, nicht an die Eitelkeit und Schattengröße dieser Welt. O dieser Purpur! Wenn du wüßtest, wieviel Mühe und Verdruß mit ihm verbunden ist! Wenn du wüßtest, welch süße Ruhe ich genoß, als ich das schwarze Kleid der Jesuiten trug, ich glaube, du hättest viel mehr Verlangen, mich im Ordenskleid zu sehen, als in dem des Kardinals.“ Auf seinen wiederholten Wunsch durch den neuen Papst Gregor XV. von allen mit der Kardinalswürde verbundenen Arbeiten entbunden, zog er

sich am 25. August 1621 in das Noviziatshaus von S. Andrea, wie alljährlich zurück. Und hier ist er am 17. September 1621 eines seligen Todes gestorben. Wir aber ehren in ihm den großen Gelehrten, den vorbildlichen Ordensmann und Kardinal, den guten Menschen, der für alle das Beste gewollt und erstrebt hat.

Remigius Stölzle.

Von Hochschulprofessor Dr. Joseph Engert, Dillingen a. D.

Am 23. Juli d. J. hat Remigius Stölzle, öö. Professor der Philosophie an der Universität Würzburg, gerade am Ende seines Rektoratsjahres, das Haupt zur ewigen Ruhe niedergelegt. Es ziemt sich, dem treuen Mitarbeiter der Görres-Gesellschaft, der Zierde des akademischen Lehramtes, dem treuen Sohn seiner Kirche hier ein Blatt des Gedenkens zu widmen. Ihm liegt zugrunde der Nachruf, den ich auf Veranlassung des Vorsitzenden der philosophischen Sektion, Geheimrats Dr. M. Baumgartner, am 6. September zu Beginn der philosophischen Sektionsitzung auf der diesjährigen Generalversammlung zu Worms meinem verehrten Lehrer und väterlichen Freunde hielt.

Stölzle ist geboren zu Ob i. Allgäu am 23. Nov. 1856 als Sohn einer kinderreichen Lehrersfamilie. Nach seinem Gymnasialstudium zu Rempten und Neuburg a. D. widmete er sich der klassischen Philologie und Philosophie, erst zu München 1876/78 unter Christ und Prantl, welcher letzterer ihn philosophisch sehr anregte. 1878 ging er nach Würzburg zu Karl Stumpf, Schanz und Grassberger, löste hier 1880 die von Karl Stumpf gestellte philosophische Preisaufgabe über das *ἀπειρον* bei Aristoteles mit ganz ausgezeichnetem Erfolge und promovierte noch im selben Jahre zum Dr. phil. summa cum laude. Seine philologische Lehrtätigkeit führte ihn 1880—1886 nach St. Stephan in Augsburg (vorübergehend durch eine Stipendienreise nach Italien unterbrochen), im Juli 1886 an das Neue Gymnasium in Würzburg, von wo er am 16. Nov. 1886 an die Universität Würzburg als ao. Professor, ab 1894 als Ordinarius für Logik, Metaphysik und Geschichte der Philosophie, ab 1913 auch für Pädagogik berufen wurde.

Als Mitglied des Beirats der Görres-Gesellschaft beteiligte er sich 1891 in Bamberg mit einem Vortrag über „R. G. v. Baer und seine Stellung zum Gottesproblem“; in Breslau 1905 über „G. v. Lasaulx

als Geschichtsphilosoph"; in Regensburg sprach er 1910 über „Johann Mich. Sailer und seine Bedeutung“; in Würzburg 1913 über „Pädagogische Neuorientierung und unser Erziehungsziel“.

Das Rektorat 1920/21 gab ihm noch einmal volle erwünschte Gelegenheit, all seine Fähigkeiten zu entfalten. Aber es verbrauchte auch seine Kräfte: Ein erst für harmlos gehaltener Bronchial-Katarrh zeitigte eine doppelseitige Lungenentzündung, der er am 23. Juli morgens erlag.

Die Hauptgebiete von Stölzles erstaunlich großer Gelehrten-tätigkeit sind, wie er selbst einmal ausführte, Philosophie, Gelehrten-geschichte und Pädagogik gewesen.

Schon die Inaugural-Dissertation über „Das Unendliche bei Aristoteles“ 1882 fand glänzende Kritik und beifällige Aufnahme. 1891 folgte die Herausgabe von Abaelards lang vermisstem tract. de unitate et trinitate divina. Das philosophische Hauptwerk ist das 1897 erschienene Werk „Karl G. v. Baer und seine Weltanschauung“, von Stölzle mit erschöpfender Gründlichkeit aus den Quellen bearbeitet. Karl G. v. Baer, der Sprößling eines baltischen Rittergeschlechtes, der große Zoologe und Anthropologe, † zu Petersburg 1876, ist der Schöpfer der modernen vergleichenden Entwicklungslehre, der Begründer wissenschaftlicher Teleologie; damit der grundsätzliche Gegner des alten Darwinismus. In seiner Weltanschauung zeigt er ein Schwanken zwischen idealistischem Pantheismus, Agnostizismus und Theismus, mit einer entschiedenen Wendung zu letzterem gegen Ende seines Lebens. Auf dieses Werk ließ Stölzle in ideeller Verbindung 1901 „A. v. Köllikers Stellung zur Deszendenzlehre“ erscheinen. Kölliker steht naturphilosophisch auf ähnlichem Boden wie v. Baer, mit dem er auch das umfassende Arbeitsgebiet teilt; nur leugnet er in einer merkwürdigen Folge-widrigkeit die Teleologie. Rechnen wir zu diesen Schriften noch einige naturphilosophische Aufsätze, so haben wir damit Stölzles philosophische Arbeiten angegeben.

Wir können auf Grund dessen auch Stölzles eigene philosophische Anschauungen darlegen. Was uns Stölzle als Metaphysik vortrug, war im Grunde Naturphilosophie der aristotelisch-scholastischen Schule. Mit besonderer Klarheit erfaßte er seinen Ausgangspunkt: die Metaphysik geht von der Naturwissenschaft als ihrer Grundlage aus, zieht Folgerungen aus den gebotenen Daten und den landläufigen Hypothesen, geht also durch die Einzelwissenschaften hindurch. Er traf darin mit den neuzeitlichen kritisch-realistischen Anschauungen eines Wundt und Külpe zusammen. Das Neue, was auf Stölzle von Baer und Kölliker überging, ist das Verhältnis von Mechanismus und Teleologie, die Wertung der inneren Ursachen in der Weltentwicklung und damit die Stellung

zur Deszendenztheorie: Jede Verwirklichung in der Natur vollzieht sich durch mechanische Verursachung; aber Sinn des Prozesses oder das geistige Band der Einzelprozesse, zugleich die innere Ursächlichkeit gibt das Telos oder Ziel. So bahnt Stölzle einer organischen Weltbetrachtung den Weg und sieht dabei auch die Möglichkeit, eine beschränkte Transmutation der Arten anzuerkennen, allerdings mit Ausschluß des Menschen wegen der Einzigartigkeit der Menschenseele. Ueber Baer und Kölliker baut jedoch Stölzle gleichermaßen hinaus durch seinen strengen Theismus, der auf dem Goldgrund seiner tiefreligiösen Denkweise und der freudigen Bejahung des Glaubens seiner Kirche gewachsen ist. Wenn ihm auch die ontologischen und erkenntnistheoretischen Fragen weniger lagen, welche gerade die Gegenwart so sehr beschäftigen, so hat Stölzle durch die Geschlossenheit seiner Philosophie, die nüchterne Art seines Denkens, nicht zum wenigsten durch die leuchtende Klarheit seiner philosophischen Schreibweise sehr tief eingewirkt.

Gerade ein Jahrzehnt (1904—1914) beschäftigte Stölzle die Gelehrten- und Kirchengeschichte im engeren Sinne: E. v. Lasaulx (1904), Schell (1908), Sailer (1910); Lasaulx, der Mann deutsch-christlicher Gesinnung und ehernen Charakters, Schell, der kühne Theologe und Philosoph mit seinem Wahrheitsmut, Sailer, der vielangefochtene Bekenner und treue Seelsorger. Von jedem ging ein befruchtender Hauch auf Stölzle über: ich glaube mich nicht zu irren, wenn von der Zeit an der tiefste persönliche Einfluß Stölzles auf seine Schüler beginnt, die ihm bis dahin ziemlich fremd geblieben waren. 1908 eröffnete er die Reihe seiner „Studien zur Philosophie und Religion“, von denen 19 Bände erschienen.

Der Schlußabschnitt von Stölzles Leben ist der Pädagogik gewidmet; als erste Frucht der neuen Bestrebungen erschien eine Monographie über die fast vergessene Julius-Echter-Stiftung „Erziehungs- und Unterrichtsanstalten im Julius-Spital zu Würzburg“ (1914). Das pädagogische Glaubensbekenntnis Stölzles enthält die Rede 1915 „Neudeutschland und die vaterländische Erziehung der Zukunft“ sowie das Programm der seit 1916 erscheinenden „Pädagogischen Forschungen und Fragen“: Organischer Fortschritt auf allen Gebieten, mit Festhalten am bewährten Alten, vor allem am religiös-sittlichen Geist und der vaterländischen Grundlage unserer Erziehung, Ablehnung aller undeutschen Erziehungsgepflogenheiten. Stölzle selbst schrieb darin (1919) gegen Foerster, gegen welchen er unter scharfer Herausarbeitung der verschiedenen Arten von Einheitschule die soziale Einheitschule verteidigt. Außerhalb derselben gab er eine sehr geschätzte Uebersicht über den „Freireligiösen Jugendunterricht, ein Beitrag zur religiösen und pädagogischen Bewegung der Gegenwart“ (1919), worin er in bündiger Klarheit die Weltanschauung der

dort führenden Männer als materialistisch und deswegen reaktionär datur, während ihre Sittenlehre im allgemeinen in Uebereinstimmung mit dem natürlichen (und christlichen) Sittengesetze erscheint. In der Schrift „Universität und Lehrerbildung“ (1920) verlangt Stölzle die Einheit des Lehrstandes, allerdings unter der Voraussetzung, daß die Lehrer ihre Vorbildung an einer allgemeinen neunklassigen Mittelschule erhalten.

Noch harren der Veröffentlichung zwei Werke: „Gott und Natur“ sowie „Der Sinn des Lebens“. Zu dem ersten führt seine Rektoratsrede „Ch. Darwins Stellung zum Gottesglauben“; zu dem zweiten der Vortrag, den nach seinem Tode Stölzles Tochter der Hörerschaft, für welche er bestimmt war, vermittelte: „Das Lebensproblem in der modernen Philosophie“.

Ueber all dem, was Stölzle gelebt, gewirkt und gelitten, steht wie eine glänzende Sonne sein untadeliger Charakter. Stölzle war ein Mann voll tiefsten Glaubens und lebendiger ungeheuchelter Frömmigkeit. Je länger, je tiefer wuchs er in den hohen starken Geist seiner Kirche hinein, und das Gebet der erkaltenden Lippen war das Gebet innigen Glaubens: „Jesus, dir lebe ich, dir sterbe ich, dein bin ich lebendig und tot.“ Ebenso treu und stark war sein Deutschtum, frei von Chauvinismus, aber überzeugt und fest. In dieser Gesinnung trug er den Heldentod seines einzigen Sohnes 1915 am Col di Lana, blieb er aufrecht in den Stürmen der Revolution, blieb er stets die gerade, freimütige, wahrheitsmutige Seele. Als Lehrer war er stets anregend, geistvoll, reich an lebendigen Gedanken; dabei kritisch und nüchtern, vorsichtig im Urteil; nie abgeschlossen im Denken, stets zugänglich für neue fruchtbare Gedanken. Seine Schriften zeigen flüssige Klarheit, kristallene Durchsichtigkeit der Ideen, leicht strömende Gedankenfülle.

So wirkte er auf seine Umgebung, auf seine Schüler ein, und gerade uns letztern war er alles: Ein treuer Lehrer, väterlicher Freund, ein ganzer deutscher Mann und Christ.

Israelitische Kleinkunst.

Von Prof. Dr. E. Kalt, Mainz ¹⁾.

Ganz im Gegensatz zu den Ausgrabungen im Zweistromland und am Nil hat der Spaten der Archäologen aus den Schutthügeln auf palästinensischem Boden nur ein sehr dürftiges inschriftliches Material zu Tage fördern können. Die Siloahinschrift von Jerusalem, wenige

¹⁾ Dieser Vortrag wurde in etwas verkürzter Form auf der Generalversammlung zu Worms gehalten.

Keilschrifttäfelchen von Gezer und Taanach, einige Ostraka aus den Trümmern des alten Samaria, das ist neben Einzelzeichen auf Siegeln und Krugstempeln so ziemlich alles, was in dieser Hinsicht bisher gefunden worden war. Ein solch negatives Resultat ist vom Standpunkt des Exegeten ebenso wie von dem des Historikers zu bedauern. Ist doch Palästina der Schauplatz der Offenbarungsgeschichte und jenes Land, auf dem sich die Kulturen Ägyptens, Assyriens und Babyloniens begegneten und jahrhundertlang mit wechselndem Erfolge um die Vorherrschaft stritten. Es wäre ohne Zweifel wertvoll, das Geschichtsbild der heiligen Bücher außerbiblisch bestätigt und ergänzt zu sehen und das wechselvolle Ringen der ältesten Kulturkräfte gerade auf ihrem Kampffelde aus den hinterlassenen Spuren verfolgen zu können. Diesen Mangel an inschriftlichem Material, der vor allem die sichere Datierung der einzelnen Ausgrabungsschichten ermöglicht oder wenigstens erleichtert, mußten auf palästinensischem Boden die dem Gebiete der Kleinkunst, insbesondere der Keramik, angehörigen Funde ersetzen und haben ihn auch zu einem guten Teil ersetzt. Die Tonscherbe ist der „Schlüssel zur Archäologie Palästinas“ (Sellin) geworden. Die bisher auf den palästinensischen Ausgrabungsfeldern gewonnenen Ergebnisse haben es ermöglicht, verschiedene Epochen in der Geschichte der einheimischen Keramik festzustellen und dieselben zeitlich abzugrenzen. Auf Grund dieser Erfahrungen lassen sich nun auch auf dem biblischen Schauplatz trotz des Fehlens inschriftlicher Funde die Schichten eines Ruinenhügels mit einiger Sicherheit datieren.

Doch dies ist nicht die einzige Bedeutung palästinensischer Keramik. Es kommt noch etwas hinzu, wodurch das Studium israelitischer Kleinkunst auch für den Exegeten besonderes Interesse gewinnt: aus den Kleinfunden läßt sich, wenn auch nur in allgemeinen Umrissen, ein Bild der kulturellen Entwicklung Israels zeichnen; selbst die politische und religiöse Geschichte dieses Volkes spiegelt sich in solchen Funden wieder. Das Material zu diesem Bilde liefert zwar in der Hauptsache die Keramik; aber die übrigen Zweige der Kleinkunst (Gold- und Silberschmiedekunst, Arbeiten in Bronze und Eisen, Siegelstecherkunst usw.) können es bestätigen und ergänzen.

Ein solches Bild israelitischer Kleinkunst, entworfen auf Grund der Hl. Schrift und der Ausgrabungsergebnisse, kann allerdings nur Anspruch auf eine Skizze machen. Die biblischen Angaben, aus denen auf die Entwicklung des israelitischen Kunsthandwerkes geschlossen werden kann, sind nur zufällige und dürftige. Die nähere Beschreibung gerade der Kleinfunde läßt in den Ausgrabungsberichten manches zu wünschen übrig. Vor allem aber scheint die Zeit zu einem abschließenden Urteil

noch nicht gekommen zu sein, weil die bisherigen Ausgrabungen (Jericho ausgenommen) bei solchen Städten den Spaten ansetzten, die erst in der Königszeit — also Jahrhunderte nach dem Einzug in das Gelobte Land — in den dauernden Besitz Israels kamen und die wegen ihrer Lage fremdem Einfluß besonders stark ausgesetzt waren. Bis jetzt ist noch keine Stätte freigelegt und untersucht worden, die wie etwa Silo von Josue an immer in israelitischen Händen war und uns einen Einblick in die Kulturentwicklung Israels während der langen Richterperiode geben könnte. Es fehlt außerdem noch an einer systematischen Bearbeitung der phönizisch-cypriotischen Kleinkunst, deren Einfluß wir auf palästinensischem Boden auf Schritt und Tritt durch mehrere Jahrhunderte begegnen, bis griechischer Import ihn vom 8. Jahrhundert an langsam verdrängt; zu wenig bekannt ist noch die Kulturgeschichte der im Osten Palästinas wohnenden Völker, um jetzt schon die Fäden offen legen zu können, welche die Entwicklung des israelitischen Kunsthandwerkes mit jener seiner Umwelt verbanden.

Trotz dieses Mangels an Quellenmaterial, besonders für die Geschichte der ersten vier Jahrhunderte israelitischer Kleinkunst auf palästinensischem Boden, darf man doch über die Zeit der Richterperiode das Urteil fällen, daß das auserwählte Volk auf dem Gebiete des Kunsthandwerkes auf einer noch recht primitiven Stufe stand, weit unter dem Niveau der Kanaaniter und anderer Völker des alten Orientes. Ein interessantes Schlaglicht wirft auf diese Tatsache ein Vergleich zwischen der kulturellen Entwicklung Jerichos und der von den Kanaanitern gehaltenen und später von den Philistern besetzten Städte, wie Gezer, Lachis, Gath, Bethschems u. a. innerhalb der genannten Periode. Auf den Trümmern des von Josue zerstörten kanaanitischen Jericho entdeckten Sellin und Wazinger eine Schicht, die sie als spätkanaanitische Niederlassung erkannten. Da das Gebiet ringsum sich in der Gewalt der israelitischen Stämme befand, stand diese spätkanaanitische Siedelung ganz unter israelitischem Einfluß oder war wenigstens, wie der Mangel jeglicher Importware beweist, gegen fremde Einflüsse völlig abgeschlossen.

Während nun die kanaanitisch gebliebenen Städte vom 15. Jahrhundert an unter ägäischem Einfluß einen bedeutsamen Aufschwung besonders in der Keramik, in Form und Dekoration der Gefäße, aufweisen, ist es in Jericho nach der israelitischen Eroberung nicht nur zu einem Stillstand in der Entwicklung, sondern zu einem ganz auffallenden Rückschritt gekommen. Dort hatte die Scheibentechnik bereits weite Verbreitung gefunden und den großen Amphoren wie den kleinen Krügen und Töpfen eine schlanke, gefällige Form verliehen; die gestochene Verzierung ist durch buntgemalte, abwechslungsreiche Ornamente verdrängt.

Hier aber in Jericho kennt die spätkanaanitische Siedelung noch keine Scheibentechnik; die alten plumpen Formen haben sich wenig verändert, von gemalter Dekoration fehlt noch jede Spur. Neu und bis jetzt noch alleinstehend in Palästina ist nur, daß die gestochene Verzierung nicht mit einem einfachen Stichel hervorgerufen ist; sondern mit einem Rämme sind parallele Punktreihen und Wellenlinien eingegraben, eine Art der Ornamentierung, die sich auch in Troja findet, somit nicht auf israelitischen Einfluß zurückgeführt werden kann. Diese spätkanaanitische Keramik Jerichos stellt also einen in der Entwicklung zurückgebliebenen Zweig der kanaanitischen Töpferei dar, dessen Verkümmern ohne Zweifel durch die Unfähigkeit Israels, die durch die Eroberung unterbrochene Entwicklung durch eigenes Können in neuen Bahnen weiterzuführen, bedingt wurde.

Daß hierin die Ursache zu suchen ist, lehrt deutlich ein Vergleich mit den Städten der Sefhela, die etwa zweihundert Jahre später durch die Philister erobert, zerstört und wieder erbaut wurden. In der Wende des 13. und 12. vorchristlichen Jahrhunderts stand das in den ägäischen Kulturkreis einbezogene Küstengebiet Palästinas mitten in einer mächtig aufwärts strebenden Bewegung des gesamten Kunsthandwerkes, vor allem der Keramik. Das gewaltsame Eindringen der Philister hat diese Entwicklung zwar unterbrochen, insofern, wie die Schichten in Bethschems besonders deutlich zeigen, von nun an der ägäische (spätminoische) Einfluß und Import völlig aufhört. Aber ein Rückgang ist dadurch nicht eingetreten; vielmehr findet sich in den philistäischen Schichten eine ganz selbständige Weiterbildung minoischer Technik, die deshalb von Kennern als eigene Gruppe ausgeschieden mit dem Namen „Philisterkeramik“ bezeichnet wird. Dieses ursprünglich mitten im ägäischen Kulturkreis beheimatete Volk besaß im Gegensatz zu Israel bereits zur Zeit seiner Einwanderung in Palästina ein Kunsthandwerk von hoher Blüte, wie auch die reichen Silberfunde in Gezer und die von den Israeliten so sehr gefürchteten Streitwagen beweisen. Deshalb vermochten sie trotz der verhältnismäßig kurzen Zeit ihrer Herrschaft dem von ihnen besetzten Gebiet den Stempel ihrer Kultur aufzuprägen; noch bis in die Königszeit hinein begegnen wir selbst in dem entfernten Jericho dem nachwirkenden Einfluß ihrer Keramik.

Israel hat in der langen Zeit von Josue bis David einen ähnlichen kulturfördernden Einfluß auch nicht im entferntesten aufzuweisen, es fehlten ihm dazu auf dem Gebiete des Kunsthandwerkes die Voraussetzungen. Daraus einen Schluß auf einen allgemein tiefen Kulturzustand dieses Volkes in seiner vorpalästinensischen Zeit ziehen zu wollen, wäre durchaus verfehlt. Seine im Pentateuch erzählte Vorgeschichte

erklärt hinreichend, warum das Israel der Amarnazeit eine selbständige Kleinkunst nicht hat entwickeln können. Nur der Besitz freier, friedlicher und fester Wohnsitze ist der Nährboden steter künstlerischer Entwicklung. Diese Vorbedingung wurde für Israel erst in der Königszeit geschaffen.

Seit der Herrschaft Davids läßt sich ein selbständiges und mannigfaltig verzweigtes Kunsthandwerk feststellen; seitdem begegnet man in der israelitischen Kulturgeschichte überall den Spuren einer regen Entwicklung und dem Bestreben, Selbstgeschaffenes an die Stelle fremder Ware zu setzen. Auch in der Hl. Schrift spiegelt sich diese Erscheinung wieder, insofern zum erstenmal in den Büchern, die in der Königszeit entstanden sind oder die Geschichte der Königszeit behandeln, von selbständigen israelitischen Kunsthandwerkern geredet wird. Es ist gewiß auch kein Zufall, daß in der biblischen Bildersprache, in der sich das Volksleben widerspiegelt, das Bild vom Ton und Töpfer erst in der Literatur der Königszeit (in den Psalmen, bei Jesaias, Jeremias u. a.) Verwendung findet. Diese Erscheinung hängt innig mit der politischen und religiösen Entwicklung Israels zusammen. Durch Davids Siege von den Nachbarstämmen politisch unabhängig geworden, durch Davids und Salomons organisatorische Tätigkeit staatlich und religiös zu einer geschlossenen Einheit verbunden, infolge seiner religiösen Sonderstellung inmitten einer heidnischen Umwelt, mußte Israel notwendig sich gedrungen fühlen, auch in den Bedürfnissen des Lebens sich von dem Fremden unabhängig zu machen. Diese Emanzipationsbewegung wurde aus religiösen Gründen von den Propheten mächtig gefördert, weil die völlige Unabhängigkeit von der heidnischen Kulturwelt die Erhaltung der reinen Gottesidee und die Beobachtung des göttlichen Sittengesetzes in Israel am sichersten gewährleistete.

Dieser Entwicklung zu einem selbständigen israelitischen Kunsthandwerke stellten sich allerdings Hemmungen von nicht zu unterschätzender Bedeutung entgegen, Hemmungen, die in Rechnung gestellt werden müssen, um ein gerechtes Urteil über israelitische Kleinkunst fällen zu können. Das Rohmaterial zur Anfertigung von Luxusgegenständen, an denen wirkliche Kunst sich entfalten konnte (Edelmetalle, Elfenbein, Alabaster u. a.) fehlte im Reiche Davids und Salomons; es mußte aus anderen Ländern eingeführt werden. Die Phönizier aber, in deren Händen fast ausschließlich der Zwischenhandel in Palästina lag, brachten wohl nur Fertigwaren auf den Markt, mit denen die noch unbeholfenen israelitischen Kunsthandwerker nicht konkurrieren konnten. Sah sich doch Salomon genötigt, selbst die heiligen Gefäße des Tempels von fremden Künstlern herstellen zu lassen. Es fehlte allerdings nicht an Versuchen, importiertes Rohmaterial im Lande zu verarbeiten. Gold- und Silberschmiede werden

in der Hl. Schrift öfter genannt. Daß auch Elfenbein verarbeitet wurde, dafür liefert ein unvollendet gebliebener Elfenbeinkamm, den Schumacher in dem sog. Königspalast zu Megiddo fand, einen bescheidenen Beweis. Zwar haben die Ausgrabungen auch andere Elfenbeinarbeiten zu Tage gefördert, die Hl. Schrift erwähnt solche an verschiedenen Stellen, in der Siegesinschrift des Sennacherib wird als Tribut, den König Ezechias zu leisten hatte, ein elfenbeinernes Ruhebett genannt; aber alle diese Stücke sind wohl kaum von israelitischen Künstlern geschaffen worden. Ein weiteres Hemmnis für die Entwicklung eines selbständigen Handwerkes war durch die Politik der Philister hervorgerufen worden, die den Israeliten die Ausübung des Schmiedehandwerkes, d. h. die Anfertigung von bronzenen und eisernen Ackergeräten und Waffen untersagten (1 Sam. 13, 19 f.); infolgedessen mag es ihnen später nach Ueberwindung der Philister an eigenen Meistern gefehlt haben, obwohl das Kupfer in Palästina selbst gefördert wurde; Eisenbergwerke scheint es damals noch wenige im Lande selbst gegeben zu haben. So erklärt es sich, daß in den rein israelitischen Schichten verhältnismäßig geringe Bronzefunde neben den noch zahlreichen Steinwerkzeugen gemacht wurden, und daß die ersten Spuren einer systematischen Bearbeitung des Eisens durch israelitische Handwerker (Schmiedewerkstätte zu Megiddo) erst dem achten Jahrhundert, die in Jericho entdeckten Eisengeräte sogar einer noch jüngeren Zeit angehören. Geeignetes Rohmaterial in hinreichender Menge bot das Land für die Kunst des Töpfers. Einige Orte mit Tonerde nennt die Hl. Schrift selbst (Sochoth und Sarthan in der Jordanebene), andere sind uns aus den Krugstempeln der königlichen Töpfereien bekannt geworden (z. B. Hebron, Ziph und Maresa). Da sich diesem Handwerk außer der starken fremden Konkurrenz kein namhaftes Hindernis in den Weg stellte, läßt sich die Entwicklung der israelitischen Kleinkunst in der Königszeit vorzüglich an der Keramik verfolgen. Ehe wir dieselbe kurz skizzieren, sei noch auf ein weiteres hemmendes Moment hingewiesen, das in der Eigenart des Volkes Israel selbst lag. Es besaß nämlich trotz seines ausgeprägten Nationalismus eine große Vorliebe für das Fremde, was sich selbst auf dem religiösen Gebiete geltend machte.

Die Entwicklung der israelitischen Keramik soll hier nur in allgemeinen Umrissen gegeben werden, da das Eingehen auf Einzelheiten die Beifügung von Anschauungsmaterial bedingte. Zur Charakteristik sollen nur jene Erscheinungen hervorgehoben werden, die in den israelitischen Schichten aller Ausgrabungsstätten gemeinsam zutage treten. Vor allem ist zu beachten, daß der Uebergang von der spätkanaanitischen zur israelitischen Epoche ein allmählicher ist, so daß noch längere Zeit die alten

Formen und Dekorationen neben den neu entstehenden auftreten. Dies entspricht ganz der historischen Tatsache, daß Israel nur langsam den Einfluß des kanaanitischen Elementes hatte ausschalten können. Die alten und neuen Formen sind nicht schwer zu unterscheiden; die israelitische Keramik bei Beginn des letzten Jahrtausends v. Chr. zeigt überall die Unbeholfenheit der ersten Schritte zu selbständiger Arbeit. Der Ton ist durch Beimischung von Basalt und Glimmer rauher in seiner Außenfläche; dieser Behandlung des Rohmaterials ist Israel bis in die nachexilische Zeit treu geblieben, sie findet sich sogar bei den Erzeugnissen der königlichen Töpferei. Die Formen besonders der großen Gefäße werden plumper und anmutlos; an die Stelle der schlanken Krüge mit spitzem Fuß treten gedrungene, dickbauchige Gefäße mit dem flachen Boden der altkanaanitischen Zeit. Die einzige Aenderung, welche die israelitischen Töpfer an der überkommenen schalenartigen Lampenform vornahmen, bestand in der Anfügung eines breiten, unschön wirkenden Fußes; erst unter dem griechischen Einfluß schufen sie Lampen von gefälliger Form. Die Scheibentechnik findet erst nach und nach allgemeine Anwendung.

Am bemerkenswertesten ist der Umstand, daß die gemalte Dekoration wieder dem alten Stichelornament oder dekorationlosen Gefäßen weichen muß. Die israelitischen Töpfer waren offenbar nicht imstande, die mannigfachen geometrischen Muster und die der Natur entlehnten Ornamente der kanaanitischen, philistäischen und cyprischen Gefäße nachzuahmen. An Versuchen, den Ton zu färben und mit mattgemalten Ornamenten zu versehen, hat es allerdings nie gefehlt. Als ersten Schritt in dieser Richtung darf man wohl jene Gruppe von Gefäßen betrachten, die auf dem naturfarbenen Ton einfache in schwarz und tiefrot gezeichnete Striche und Wellenlinien aufweisen.

Ein weiterer Schritt in der Entwicklung ist durch jene Gefäße gekennzeichnet, deren Ton gefärbt, beziehungsweise mit einem meist milchweißen Ueberzug bedeckt ist, wie er bei den Philistern beliebt war. Aber auch hier tritt ein Rückschritt gegenüber der Technik der philistäischen Vorlage unverkennbar zutage. Die Philister trugen diese Glasur vor dem Brennen auf und verliehen dem gebrannten Gefäße durch Politur der Außenfläche einen firnisartigen Glanz. Die israelitischen Töpfer trugen die Glasur erst nach dem Brennen auf, was den doppelten Nachteil hatte, daß eine Politur der Außenfläche dadurch erschwert wurde und das Gefäß bei öfterem Reinigen die Farbe wieder einbüßte. Eine dritte, aber seltenere Gruppe israelitischer Keramik vereinigt Glasur und mattgemalte Dekoration. Die Gefäße mit weißem Ueberzug sollen vielleicht eine Nachahmung von Silbergefäßen darstellen. Es ist überhaupt

eine Eigenart der israelitischen Keramik, daß sie Metallvorbilder nachahmt und dadurch neue Formen und einen gewissen Ersatz für den Mangel an Silber- und Bronzegefäße gewinnt. Am zahlreichsten sind solche Nachahmungen in Jericho gefunden worden. Gerade diese Gruppe von Gefäßen, die bereits der spätsraelitischen Zeit angehören, sind trotz des Mangels jeglicher Dekoration bereits von sehr guter Technik.

Die stete und starke Konkurrenz mit der durch die Phönizier auf den Markt gebrachten cyprischen Ware hat ohne Zweifel anspornend und fördernd auf die Entwicklung der israelitischen Keramik eingewirkt. Die einheimischen Töpfer glaubten dieser Konkurrenz nur dadurch begegnen zu können, daß sie die beliebtesten fremden Formen nachahmten. So begegnet man bis in das achte Jahrhundert und noch darüber cyprischen Formen und Dekorationen: besonders die sog. Pilgerflasche und konzentrische Kreise als Ornament, Gefäße oder wenigstens Henkel und Ausgußschnauzen in Tiergestalt.

Mit dem achten Jahrhundert beginnt der griechische Einfluß sich geltend zu machen und den Markt fast völlig zu erobern. Die israelitische Kleinkunst konnte keinen namhaften Aufschwung nehmen, solange die begüterten Kreise des Landes, die das einheimische Kunsthandwerk am besten hätten fördern können, ihren Bedarf in Importwaren deckten. Die Archäologen bezeichnen darum unbedenklich alle feineren, in den israelitischen Schichten gefundene Erzeugnisse als Auslandsware.

Solange der Zwischenhandel in den Händen der Phönizier lag, wurden hauptsächlich cyprische Erzeugnisse auf den Markt gebracht; daneben macht sich auch ägyptischer Einfluß, aber weniger auf dem Gebiet der Keramik, geltend. Die in nur geringer Zahl gefundenen Plastiken (Terrakottafiguren u. a.) weisen in ihrer Behandlung vielfach auf ägyptische Vorbilder.

Sehr beachtenswert ist die Tatsache, daß sich aus der vorexilischen Zeit auf dem gesamten Gebiete der Kleinkunst nur ganz geringe Spuren assyrisch-babylonischen Einflusses haben feststellen lassen. Der Versuch Benzingers (Hebräische Archäologie² 234), den von den israelitischen Töpfern gewählten Farben und Dekorationen babylonische bzw. astrale Motive unterzulegen, muß angesichts dieser Tatsache als hinfällig betrachtet werden. Abgesehen von einigen Siegeln, die durch Gestalt und graphische Darstellung nach Assyrien weisen, finden sich erst in der nachexilischen Zeit deutliche Kennzeichen babylonischen Einflusses. Es sei hier auf einen nur in nachexilischen Schichten palästinensischer Ruinenhügel gefundenen topfartigen Lampentyp hingewiesen, der in Babylon schon Jahrhunderte vorher üblich war. Im letzten Jahrhundert vor dem babylonischen Exil scheint die Fabrikation keramischer Erzeugnisse

im Südreiche ihren Höhepunkt erreicht zu haben. An verschiedenen Orten (Sochoth, Hebron, Ziph, Maresa) entstanden königliche Töpfereien, deren Gefäße den Stempel „dem Könige (gehörig)“ mit dem Namen des Fabrikationsortes tragen. Auch andere Fabrikmarken sind aus jener Zeit gefunden worden. Leider handelt es sich bei diesen Funden nur um Fragmente, aus denen auf die Art und technische Behandlung der Gefäße nicht viel geschlossen werden kann.

Nachexilische rein jüdische Schichten hat der Spaten der Archäologen abgesehen von Jericho bisher noch nicht aufgedeckt; wo er eine nachexilische Schicht zu Tage förderte, beherrschte das fremde Element vollständig die Lage. Es scheint nur wenige rein jüdische Ansiedelungen gegeben zu haben; Jericho rechnete offenbar zu diesen. Die Ausgrabungen haben uns einen interessanten Beleg dafür geschenkt, wie die nachexilische Gemeinde unter dem Drucke der Fremdherrschaft die Vorliebe für das Fremde völlig abstreifte und sich möglichst gegen die heidnische Umwelt abschloß. Diesen Beleg bilden die in Jericho gefundenen Krughenkel mit dem Gottesnamen. Diese Krugstempel sollten offenbar dem strenggläubigen Juden die Gewähr bieten, daß die Gefäße, deren sie sich bedienten, nicht von heidnischen Töpfern oder Kaufleuten, sondern aus jüdischen Händen stammten. Darauf scheint man mehr Wert gelegt zu haben, als auf künstlerische Gestaltung. Der Ton dieser Henkel ist nicht von der Reinheit wie bei der Keramik jener Zeit, sondern mit Beimengungen versehen; auch ist er in seiner Naturfarbe gelassen, und von gemalter Dekoration läßt sich keine Spur erkennen.

Ueberblickt man die gesamte Geschichte der israelitischen Kleinkunst, besonders der Keramik, vergleicht man dieselbe mit den Erzeugnissen der Umwelt, so ergibt sich klar, daß hier von einer eigentlichen Kunst und einer eigenen Kunstrichtung nicht geredet werden kann. Die israelitischen Kunsthandwerker begnügten sich damit, die auf den Markt gebrachten Erzeugnisse fremder Länder vielfach noch recht unbeholfen nachzuahmen, um sie durch solche einheimischer Arbeit zu verdrängen. Ganz auf importierte Vorlagen angewiesen und in der Auswahl zur Rücksicht auf die den Markt beherrschenden Gattungen gezwungen, ändert sich die Gestaltung ihrer Produkte mit dem Wechsel des fremdländischen Einflusses. Deshalb werden die Epochen in der Geschichte israelitischer Keramik nicht durch eine Entwicklung von innen heraus bestimmt, sondern durch Faktoren, die von außen an das ganze Land herantraten. Israel stand wie in der profanen Wissenschaft, so auch in der Architektur und Kleinkunst ganz im Banne fremder, weit überlegener Kultur. Um so schärfer hebt sich deshalb seine religiöse Eigenart und Sonderstellung ab. Ist der Schluß zu kühn oder gar unberechtigt, wenn ich

behauptete, daß dieses auch an künstlerischen Ideen arme und unselbständige Volk sich niemals über das religiöse Niveau seiner heidnischen Umwelt zu seinem erhabenen Gottesbegriff, zur Idee eines universalen Einflusses seines Glaubens und Hoffens hätte erheben können, wenn nicht Gottes Geist Israel übernatürlich belehrt und der Arm des Allmächtigen es geführt hätte, der das Schwache auswählt, um das Starke zu beschämen. Je mehr dieser übernatürliche Zug in der Entwicklungsgeschichte des Volkes Israel geleugnet wird, um so lauter werden ihn die Ruinen verkünden, die durch die rastlose Arbeit der Archäologen das Licht der Sonne wieder schauen.

Die neu entdeckte „Memoria Apostolorum“ an der Via Appia bei Rom.

Von J. P. Kirsch.

In der Geschichte des heidnischen Rom trägt die Appische Straße den stolzen Titel Königin der Straßen (*regina viarum*). Sie ist dieses Titels würdig, denn sie übertrifft alle Nebenbuhlerinnen durch ihre Größe, durch die Schönheit ihrer Bauten, durch den Reichtum der Grabdenkmäler, die sie umsäumten. Die Geschichte des christlichen Rom verleiht dieser Straße Ruhmestitel, die unvergleichlich höher, gerechter und unbestreitbarer sind.“ Diese Worte des Katakombenforschers P. Marchi, des Lehrmeisters Gio. Batt. de Rossi, sind aufs neue glänzend bestätigt worden durch die jüngsten Entdeckungen unter dem Boden der Basilika des hl. Sebastian außerhalb der Mauern, an der Via Appia. Die in den letzten Jahren hier vollführten Ausgrabungen haben dieses Denkmal des christlichen Altertums zu einem der bedeutendsten und interessantesten der ganzen Roma antica gemacht. Die Funde verdienen in den Kreisen der deutschen gebildeten Katholiken um so größeres Interesse, als der Anstoß zu den Erforschungen von einem hochverdienten deutschen Prälaten Roms, dem unvergeßlichen Rektor des Campo santo teutonico Msgr. A. de Waal ausgegangen ist, der zugleich die ersten finanziellen Mittel zur Verfügung stellte. Er hat noch die wichtigsten Ergebnisse vor seinem Tode sehen können und darin den schönsten Lohn für sein jahrzehntelanges, ideales und uneigennütziges Wirken für die Sache der christlich-archäologischen Studien in Rom erblickt. Mit diesen Entdeckungen und den durch sie auf eine neue Grundlage gestellten Problemen, die sich

auf die altchristlichen römischen Denkmäler der beiden Apostel Petrus und Paulus beziehen, möchte ich Sie kurz bekannt machen ¹⁾.

I.

Allen Romfahrern ist die Kirche des hl. Sebastian, südlich von Rom, eine gute halbe Stunde vor dem gleichnamigen Tor an der Via Appia in einer Talsenkung gelegen, wohl bekannt als eine der sieben Hauptkirchen, die seit vielen Jahrhunderten von den Pilgern besucht und verehrt wird. Die jetzige Kirche, ein mächtiger einschiffiger Raum in ausgesprochenem römischem Barockstil, stammt aus dem siebzehnten Jahrhundert; es war der Titell Kardinal Scipio Borghese, der sie vollständig im Geschmacke der Zeit erneuern ließ. Die Mauern sind jedoch noch die alten aus dem vierten Jahrhundert, und zwar bildet die jetzige Kirche nur das Mittelschiff der alten Basilika. Diese war eine mächtige dreischiffige Pfeilerbasilika von 70 m Länge und 35 m Breite, deren ursprüngliche Außenmauern genau festgestellt werden konnten. Die Außenmauern der jetzigen Kirche sind durch Zumauerung der Zwischenräume der Pfeiler entstanden, wie man es noch jetzt an der Außenseite klar erkennen kann. Die ganze Umgebung der Basilika ist reich besetzt mit Denkmälern des Altertums. In der durch Quellen des vierten Jahrhunderts bereits mit dem Namen „Catacumbas“ bezeichneten Talsenkung, wo S. Sebastiano liegt, befinden sich auf der gegenüberliegenden linken Seite der Straße die mächtigen Ruinen des aus dem Anfange des vierten Jahrhunderts stammenden Zirkus des Maxentius. In dem Hügel, über den die Straße sich vorher hinzieht, dehnen sich zu beiden Seiten mächtige altchristliche Begräbnisstätten aus: rechts der Komplex der Kallixtus-Katakombe, links die Katakombe des Prätexatus. Und der nächste die Talsenkung begrenzende Hügel ist gekrönt mit dem mächtigen antiken Grabmal der Caecilia Metella.

Die heute nach dem hl. Sebastianus benannte Kirche heißt in den Quellen des Altertums und der nächstfolgenden Zeit stets nur Basilica Apostolorum, Basilika der Apostel, nämlich der hl. Petrus und Paulus. Sie entstand in ihrer ursprünglichen Gestalt einer dreischiffigen Pfeilerbasilika um die Mitte des vierten Jahrhunderts. Bei den jüngsten Ausgrabungen fand man nämlich im Boden der Kirche, der ganz mit Gräbern verschiedener Gestalt angefüllt war, eine noch an

¹⁾ Von einem wissenschaftlichen Apparate sehe ich bei der Veröffentlichung dieses Vortrages ab; in der „Römischen Quartalschrift für christliche Altertumskunde und für Kirchengeschichte“, deren Wiedererscheinen in die Wege geleitet ist, hoffe ich die jüngsten Entdeckungen demnächst zu behandeln und die bisherige Literatur über den Gegenstand zu verzeichnen.

ihrem ursprünglichen Platze befindliche Grabinschrift aus den Jahren 356—357, ein Beweis, daß damals die Kirche bereits vorhanden war. Der Bau wurde errichtet als ein Monument der beiden Apostelfürsten zur Erinnerung an eine lokale „memoria“, die mit Petrus und Paulus in Beziehung stand. Dies folgt mit Sicherheit aus der ersten Bezeichnung „Apostelbasilika“. Unter einem Teil der Kirche sowie im Boden in der Umgebung der Basilika dehnen sich die unterirdischen Gänge einer aus dem Ende des dritten Jahrhunderts stammenden und bis Anfang des fünften Jahrhunderts benutzten Katakombe aus, die nach der Ortsbezeichnung „in Catacumbas“ genannt wurde. In ihr ruhten zwei Märtyrer der diofletianischen Verfolgung: Euthychius und Sebastianus. Die unterirdische Kammer mit dem Grabe des hl. Sebastianus kam beim Bau der Basilika unter die linke Seite des Mittelschiffes zu liegen und war von diesem aus durch eine eigene Treppe zugänglich. Diese unterirdische Grabkammer besteht noch heute in einer etwas erweiterten Gestalt. So besuchten die Gläubigen die Apostelbasilika „in Catacumbas“ auch, um das Grab des hl. Sebastian zu verehren und seine Fürbitte anzurufen. Und als im Laufe der Zeit die Verehrung der beiden Apostel sich vorwiegend an ihre Grabbasiliken im Vatikan und an der Ostiensischen Straße knüpfte, erhielt die Basilika der Via Appia den Namen des hl. Sebastian, den sie bis heute bewahrt hat.

In der Umgebung der Kirche entstanden im vierten und fünften Jahrhundert mehrere größere und kleinere Grabbauten (Mausoleen), von denen zwei eine besondere Bedeutung haben. Das größte dieser beiden hinter der runden Außenmauer an der Chorseite der Basilika gelegenen Mausoleen, 5 m unter dem Boden der Basilika, hat die Gestalt eines Halbrundes mit gradlinigem Abschluß an der einen Seite. Mitten in dem eigentümlichen Raume steht ein Altar, und unter diesem befindet sich eine gewölbte Krypta, deren Decke und Wände mit Malereien aus dem fünften bis sechsten Jahrhundert geschmückt sind. Eine im Boden dieser Krypta befestigte, senkrecht stehende Marmorplatte teilt ihn in zwei Hälften. Dieser Raum wurde bis in die neuere Zeit als der Ort angesehen, in dem die leiblichen Ueberreste der Apostel Petrus und Paulus eine Zeitlang geruht hätten und der deshalb das besondere Heiligtum gewesen wäre, das den Bau der Apostelbasilika veranlaßt hätte. Man nannte ihn „platonía“, nach der falschen Lesung des spätlateinischen Wortes „plátoma“, das in der biographischen Notiz des Papstes Damasus in der Papstchronik vorkommt, wo es heißt, dieser Papst habe die „plátoma“, wo ehemals die Leiber der Apostel geruht haben, mit Versen geschmückt. Allein durch die von Prälat de Waal im Jahre 1893 unternommenen Ausgrabungen und Untersuchungen des

Baues wurden an der Wand große Teile einer gemalten Monumentalinschrift freigelegt, die dem heiligen Bischof Quirinus von Siscia in Pannonien (Sisset) geweiht war. Man wußte, daß die Gebeine dieses heiligen Märtyrers beim Einfall barbarischer Völker von den nach Italien fliehenden Bewohnern von Siscia nach Rom gebracht und in der Nähe des hl. Sebastianus „in Catacumbas“ beigesezt worden waren. Der Bau ist somit als Mausoleum des hl. Quirinus errichtet und dann auch als Grabstätte für andere Verstorbene benutzt worden. Die architektonische Untersuchung hat ebenfalls ergeben, daß er erst entstanden ist, nachdem die Apostelbasilika vorhanden war; man sieht dies aus der unregelmäßigen Anlage der an die Außenseite des Chores anschließenden Ecke, die sich der Rundung der Außenmauer dieses Chorraumes anpaßt. Somit kann die Apostelbasilika nicht wegen dieses Mausoleums errichtet worden sein, da dieses keine „memoria“ der hl. Petrus und Paulus bildet. Nicht weit davon liegt ein anderes unterirdisches, auf der gleichen Bodentiefe errichtetes Mausoleum, das die Gestalt eines länglich-viereckigen Raumes mit einer ziemlich großen Apsis hat; in dieser letzteren ist ein Altarbau erhalten. In den Stuck, der die Wände bekleidet, wurde eine Inschrift eingeritzt: DOMVS PETRI (Haus des Petrus). Man kann dabei kaum an einen anderen Petrus denken als an den Apostelfürsten. Doch ist im Raume, der im fünften Jahrhundert benutzt ward, nichts was sonst an Petrus erinnern würde; es ist eine vornehme Grabstätte, deren Wände zum Teil mit Malereien geschmückt sind, und die zugleich für die Darbringung der „oblatio pro defunctis“ gedient hat. Das Graffito „Domus Petri“ regte zu einer neuen Untersuchung der Frage an, worauf die lokale Gedächtnisfeier der Apostel an dieser Stelle der Via Appia beruhe; es schien sich die schon vorher von einzelnen Forschern geäußerte Vermutung zu bestätigen, daß eine alte und echte Ueberlieferung hier einen längeren Wohnaufenthalt der Apostel festgehalten habe. Man berief sich dafür auch auf die Anfangsverse der bekannten, von Papst Damasus hier aufgestellten Inschrift:

Hic habitasse prius sanctos cognoscere debes

Nomina quisque Petri pariter Paulique requiris.

Das „habitasse“ sei hier im natürlichen Sinne von „wohnen“ zu verstehen. Eine neue Bestätigung der Ansicht schien einige Jahre später eine weitere Entdeckung zu liefern. Auf der gegenüberliegenden Seite neben der Chormauer der Basilika fand man unterirdische Räume, deren Decke und Wände mit zum Teil trefflich erhaltenen Malereien des zweiten Jahrhunderts von ganz indifferentem, rein dekorativem Charakter geschmückt waren. Es sind Teile einer größeren römischen Villa, und so schien der Beweis erbracht, daß an dieser Stelle damals und wohl

auch schon früher, tatsächlich ein Wohnhaus gestanden hatte. Dies konnte sehr gut einem Christen gehört haben, der den Aposteln Gastfreundschaft gewährte, als sie vor ihrem Tod in Rom weilten und wirkten.

Das sind die mit den Apostelfürsten in Verbindung gebrachten alten Denkmäler, die hier vor den jüngsten Ausgrabungen bekannt waren. Sehen wir nun, welche Ergebnisse diese, im Frühjahr 1915 begonnenen Forschungen zutage gefördert haben.

II.

Die große Basilika in Catacumbas wurde, wie wir sahen, um die Mitte des vierten Jahrhunderts erbaut als Heiligtum der Apostelfürsten. Sie ward in der liturgischen Feier des Gedächtnisses der beiden Apostel auf gleiche Stufe gestellt wie die Grabbasiliken am Vatikan und an der Ostiensischen Straße. Am 29. Juni ward in diesen drei Kirchen das Fest der hl. Petrus und Paulus im vierten Jahrhundert begangen. In dem stadtrömischen Festkalender, der in der ersten Hälfte des fünften Jahrhunderts von dem Verfasser des sogenannten Martyrologium Hieronymianum benutzt wurde, heißt es am 29. Juni: Romae via Aurelia natale ss. apostolorum Petri et Pauli. Petri in Vaticano, via Aurelia, Pauli vero in via Ostiensi, utriusque in Catacumbas. Passi sub Nerone. Basso et Tusco consulibus (= 258; wir werden auf dieses Datum zurückkommen). Diese dreifache Feststation in den Basiliken des Vatikans, der Via Ostiensis und der Via Appia in Catacumbas erhielt sich am 29. Juni das ganze christliche Altertum hindurch. Die Basilika der Via Appia muß also in ganz ähnlicher Weise eine örtliche „memoria“ der beiden Apostel enthalten haben, wie die Kirche im Vatikan über dem Grabe des hl. Petrus, die Kirche der Via Ostiensis über dem Grabe des hl. Paulus errichtet waren.

Das Mausoleum des hl. Quirinus hinter der Apsis kann nicht diese „memoria“ sein. Wo lag sie denn ursprünglich? Aus Quellen des fünfzehnten und sechzehnten Jahrhunderts, auf die zuerst P. Grisar eingehender hingewiesen hat, ergab sich, daß damals ein den beiden Aposteln geweihter Altar mitten im Mittelschiffe der Kirche stand. Ja, es hatte den Anschein, daß dies der Hauptaltar, im Anfange der einzige Altar der Apostelbasilika war. Daraus konnte man mit großer Wahrscheinlichkeit schließen, daß die alte „memoria“ der Apostel, für die im vierten Jahrhundert die Basilika gebaut wurde, an dieser Stelle gesucht werden müsse. Prälat de Waal beschloß daher, hier Ausgrabungen in Angriff zu nehmen, die nach Erlangung aller notwendigen permessi 1915 begannen und unter der besonderen Leitung des Deutschschweizers Dr. Styger, damals Kaplan im Rampusanto, ausgeführt wurden. Nachdem

die Masse der aus verschiedenen Jahrhunderten stammenden Gräber unter dem Boden der Basilika freigelegt und genau aufgenommen war, fand man tatsächlich mitten im Mittelschiff, wo einst der Altar gestanden hatte, in einer Tiefe von zwei Metern unter dem Fußboden eine bauliche Anlage, die durch die an den Wänden erhaltenen eingekritzten Inschriften unzweifelhaft als die „*memoria apostolorum*“ erwiesen wurde. Zunächst kam ein länglich-viereckiger Raum von unregelmäßigem Grundrisse zum Vorschein, der etwa 10 m lang und an der breitesten Schmalseite etwa 7 m breit war; er hat ungefähr 50 qm Fläche. An zwei Seiten wurden die Schlußmauern durch die entsprechenden Außenmauern bereits bestehender Baulichkeiten gebildet: an der Vorderseite, dem Eingange der Kirche zu, durch die Außenmauer eines großen Raumes, der noch nicht vollständig ausgegraben und dessen Bestimmung noch nicht mit Sicherheit festgestellt ist. An der rechten Seite lehnt sich der Bau zum Teil an die Rückwand von größtenteils erhaltenen heidnischen Grabkammern (Kolumbarien) an; doch wurde bei der Errichtung der Anlage ein hinter dem ersten Kolumbarium gelegenes Grab durch einen Einschnitt vom Raum ausgeschlossen und für sich erhalten. Die gegenüberliegende kürzere Schmalseite wird durch eine bei der Anlage des Raumes errichtete Mauer gebildet. Nach drei Seiten ist der Raum geschlossen: die vierte, dem Chore der Kirche zugekehrte Seite war teilweise offen. Mehrere Pfeiler, zwischen denen eine niedrige Schutzmauer sich hinzieht, stützten das Dach und gewährten freien Ausblick auf einen größeren, 1 m tiefer liegenden Hofraum von 10 m Breite und 15 m Tiefe. Auch dieser lehnt sich an schon bestehende Grabbauten aus älterer Zeit an und war wenigstens teilweise überdeckt. Der kleinere Saal (Trichlia) und dieser vorgelagerte Hofraum gehören zusammen; sie sind zu gleicher Zeit entstanden, und zwar, wie das Mauerwerk, die Malereien und die ältesten Graffiti an der Hauptwand beweisen, um die Mitte des dritten Jahrhunderts.

Die Anlage wurde auf der damaligen Bodenhöhe der Erdoberfläche geschaffen. An der Längswand und einem Teil der Schmalwände zieht sich eine gemauerte Sitzbank hin: ein Beweis, daß der Raum für Versammlungen diente. An einer Mauerecke befindet sich ein Brunnen, der aus einem Marmorzippus hergestellt wurde, mit einem entsprechenden Abflußkanal. An der gleichen Stelle ist an die Mauer eine ganz niedrige Bank angelehnt, die für Aufstellung von Gefäßen diente. Die bis auf die Höhe von zwei Metern erhaltenen Wände haben, besonders an der vorderen Langseite, einen großen Teil der Stuckverkleidung bewahrt. Auf ihr sind Reste der Malereien erhalten: es sind landschaftliche Szenen, Gärten mit Bäumen u. dgl. Auf dieser Wand sowie auf den Flächen

einzelner anderer Bauteile, auch außerhalb des Raumes, in einem von ihm aus zugänglichen unterirdischen Korridor, sind eine ganze Menge von Dr. Styger genau untersuchter und veröffentlichter Graffiti erhalten, in denen ausschließlich die Namen der beiden Apostel Petrus und Paulus vorkommen und die der Zeit von etwa Mitte des dritten bis Mitte des vierten Jahrhunderts angehören. Es ist somit kein Zweifel, daß seit der Mitte des dritten Jahrhunderts das Andenken der beiden Apostel hier in dieser „Triclia“ gefeiert ward, daß an dieser Stätte ihre Hilfe und ihre Fürbitte von den frommen Besuchern angerufen wurde.

Zahlreiche, teils lateinische, teils griechische Graffiti enthalten entsprechende Anrufungen, z. B.:

Petre et Paule petite pro Leontium

Petre et Paule subvenite Primo peccatori

Petre et Paule petite pro Primitivo bene bene

und viele ähnliche. Andere gebrauchen die altchristliche Formel „in mente habere“ (gedenken), z. B.:

Paule Petre in orationes bostras nos in mente habete et plures . . .

Paule et Petre in mente habete Siliciu(m) Urbicu(m) . . .

Manchmal folgen Gruppen von vier bis sechs Namen von Besuchern, die gemeinschaftlich die heilige Stätte aufgesucht hatten, um hier ihre Andacht zu verrichten. In sehr vielen dieser Krizeleien ist auch die Rede davon, daß die Besucher zu Ehren der Apostel hier ein Mahl gehalten haben (refrigerium), z. B.:

XIII kal. Apriles (19. März) refrigeravi Parthenius in Deo et nos in Deo omnes

Petro et Paulo Tomius Coelius refrigerium feci

Dalmatius botum is promisit refrigerium

und viele ähnliche.

Der für das dritte und vierte Jahrhundert bezeugte Gebrauch der Gläubigen, an den Grabstätten der Märtyrer ein Erinnerungsmahl zu halten, ist bekannt. Die Mißbräuche, von denen z. B. Augustinus in mehreren seiner Predigten spricht, indem diese Mahlzeiten in förmliche Trinkgelage ausarteten, führten seit Ende des vierten Jahrhunderts deren allmähliche Beseitigung herbei. Hier an der „memoria“ der Apostel zeigen uns die Graffiti sie in vollem Umfang im Gebrauche. Die Feststellungen Stygers über die Kriterien des Alters unserer Graffiti: die zahlreichen griechischen Texte, der Charakter der rein römischen Namen, die sprachlichen Formeln, die Paläographie der Buchstaben, der völlige Mangel des konstantinischen Monogrammes **Ⲡ** beweisen mit Sicherheit, daß alle Texte vor die Mitte des vierten Jahrhunderts zu setzen sind;

ke gehören der Zeit von der Mitte des dritten bis in die erste Hälfte des vierten Jahrhunderts an. Dieser Endtermin stimmt zu dem Datum des Baues der Basilika: mit ihrer Errichtung hören die Graffiti auf. Die Basilika ersetzte als Heiligtum der Apostel die alte bauliche Anlage der Triclia; nach ihrer Herstellung war die letztere unzugänglich. Sie wurde, wie die anderen älteren Bauten, soweit abgetragen und mit Schutt angefüllt, als es für die Anlage der großen Basilica Apostolorum, die an ihre Stelle trat, notwendig war. So sind die unter S. Sebastiano erhaltenen Teile der alten „memoria apostolorum“ aus der Mitte des dritten Jahrhunderts das älteste, in seiner ursprünglichen Gestalt auf uns gekommene Denkmal der Apostel in Rom; es ist der gleiche Raum in seiner ursprünglichen Einfachheit, wie er von der Mitte des dritten Jahrhunderts an während fast hundert Jahren von den Gläubigen besucht ward, die hier die Apostel verehrten, ihre Fürbitte anriefen, ihnen zu Ehren das „refrigerium“, das Gedächtnismahl, zu sich nahmen. Hier haben wir die wirkliche alte „memoria apostolorum“, der zu Ehren die Apostelbasilika entstanden ist, oder vielmehr an deren Stelle, den neuen Verhältnissen des vierten Jahrhunderts entsprechend, die Basilika errichtet wurde.

Welches war aber der Grund, weshalb gerade um die Mitte des dritten Jahrhunderts ein lokales Andenken an die Apostel hier durch den Bau der „Triclia“ festgelegt wurde, und weshalb auch seit dem vierten Jahrhundert, nach dem Bau der beiden Grabkirchen am Vatikan und an der Via Ostiensis, die Erinnerung auch hier in besonderer Weise weiter gefeiert ward? Worin bestand die hier begangene lokale „memoria“ der beiden Apostel? Zur Beantwortung dieser Frage müssen wir die anderen an dieser Stelle entdeckten Denkmäler ebenfalls kurz ins Auge fassen.

III.

Die Ausgrabungen haben ergeben, daß die ganze Fläche des Bodens, auf der die Apostelbasilika im vierten Jahrhundert errichtet ward, bis zum Bau der „Triclia“ der Apostel nur mit Grabanlagen bedeckt war. An der rechten Schmalseite der „Triclia“, längs einer von der Via Appia abzweigenden und ins Feld hineinführenden Straße, wurden sechs in ihrer Anlage im wesentlichen erhaltene heidnische Grabstätten freigelegt. Sie dienten nur zur Beisetzung der Asche verbrannter Leichen, so daß an ihrem heidnischen Charakter kein Zweifel sein kann. Der Boden senkt sich allmählich von der Via Appia an; das erste Columbarium liegt 3 m, das letzte 4,50 m unter dem Fußboden der Basilika. Die sechs Grabkammern stammen aus dem ersten Jahrhundert, wie der Stil der

feinen Stuckdecorationen und der Malereien beweist und wie aus einer Inschrift hervorgeht, die einem Schreiber (*scribae pedisequorum*) des Kaisers Vespasian gesetzt ward. Auf der anderen Seite der Nebenstraße wurde ein ähnliches Columbarium aufgefunden. Weitere für Gräberzwecke oder für die Versammlungen zu den Gedenkfeiern für die Verstorbenen dienende Bauten schließen sich unter dem Chor der Kirche und dem davor liegenden Boden des Mittelschiffes an. Diese Baureste waren zuerst für Zimmer des Erdgeschosses einer größeren römischen Villa gehalten worden; allein es scheint doch, daß sie ebenfalls größtenteils Grabzwecken dienten. Eine ausführliche Beschreibung mit Darlegung der gemachten Funde dieses Teiles der aufgefundenen Denkmäler fehlt noch.

Unter der linken Hälfte der Basilika wurde eine zu einer bestimmten Zeit völlig zugeschüttete, von Felswänden begrenzte Vertiefung in der Bodenbildung ausgegraben, die bis über 9 m unter den Fußboden der Kirche sich hinabsenkt. Sie muß vor den baulichen Veränderungen ein plötzlich mehrere Meter abfallendes steiles Tälchen gebildet haben. Von dieser Vertiefung aus wurden drei große unterirdische Grabkammern geschaffen, die sich im Boden unter dem entsprechenden Teile des Mittelschiffes der Basilika ausdehnen. Sie bieten eine reiche Anlage, sind teils mit Malereien, teils mit prächtig erhaltenen Stuckdecorationen verziert. Die älteste dieser Kammern war ursprünglich für die Aufnahme der Asche verbrannter Leichen eingerichtet worden; dann wurden die Nischen der Aschenkrüge vermauert, und die weiter hinzugefügten Grabstätten sind für die Bergung der ganzen Leichen eingerichtet. In den beiden anderen Kammern wurden nur ganze Leichen beigelegt. Diese Aenderung in der Bestattungsart scheint mit dem Wechsel des Bekenntnisses der Besitzer zusammenzuhängen. In der Dekoration der Kammern findet sich nichts ausgesprochen Heidnisches; es kommt keine eigentliche Göttergestalt vor, wohl aber Szenen, die auch in christlichen Grabmälern sich finden. Dann wurde in die Stuckbekleidung der Wand in der mittleren Grabkammer in großen Buchstaben das mystische christliche Wort *IXΘΥC* (Fisch) mit dem *T* zwischen *I* und *X* eingegraben: das Bekenntnis „Jesus Christus Gottes Sohn Erlöser“ mit dem Kreuze. In der Felswand neben den Zugängen zu diesen Grüften wurden Loculigräber angelegt; auf einer Grabinschrift eines solchen *Voculus* findet sich neben dem Text an der einen Seite das Bild des Fisches, an der anderen das des Ankers: eine Verbindung von Symbolen, die gerade auf christlichen Inschriften des zweiten und beginnenden dritten Jahrhunderts häufig vorkommt. Doch sind auch diese Denkmäler noch nicht vollständig und eingehend beschrieben, so daß man ein endgültiges Urteil zurückstellen muß.

Jedenfalls steht bisher fest, daß auf der Bodensfläche, wo die Apostelbasilika des vierten Jahrhunderts erbaut wurde, eine reiche Gruppe von Grabdenkmälern verschiedener Art in der Zeit von der Mitte des ersten bis Ende des zweiten und Anfang des dritten Jahrhunderts angelegt und benutzt wurde. Die ältesten sind sicher heidnisch, die späteren teilweise wahrscheinlich von Christen benutzt worden, vielleicht aber von solchen, die zuerst einer Sekte, nicht der katholischen Kirche angehörten. In der ersten Hälfte des dritten Jahrhunderts hörte das Begraben in dem ganzen Bering der späteren Basilika auf, und mitten in die bestehenden Anlagen hinein wurde der Bau („Triclia“ mit dem Hofe) für die Versammlungen zu Ehren der Apostel gesetzt. Das ganze Terrain mußte somit damals in jedem Fall in christlichem Besitze gewesen sein. Zu jenem Zwecke wurde die Vertiefung links auf der Fläche bis zu einer entsprechenden Höhe vollständig ausgefüllt und eingeebnet, und auf dieser Füllung und dem Platze zwischen den auf der Oberfläche errichteten Grabbauten ward der Hof vor der „Triclia“ geschaffen und mit Ziegelplatten belegt. Die Rückmauer der an der rechten Seite bestehenden sechs Kolumbarien schloß an dieser Seite den Hof ab, während die unter und vor dem jetzigen Kirchenchor gelegenen Bauten nach dieser Richtung hin die Ummauerung bildeten. Der Versammlungsraum der „Triclia“ selbst ward in der oben beschriebenen Art und Weise hergestellt. Somit ist für die Zeit vor Mitte des dritten Jahrhunderts keine Spur der Verehrung einer lokalen „Erinnerung“ an die Apostel an dieser Stelle gefunden worden; von etwa der Mitte des dritten Jahrhunderts an jedoch tritt diese „memoria“ zunächst in der „Triclia“, dann um die Mitte des vierten Jahrhunderts in der Basilika als das einzig noch hervorstechende religiöse Denkmal „in Catacumbas“ hervor. Nach oder mit dem Bau der „Triclia“ ward an der linken kürzeren Schmalseite eine Treppe angelegt, die bis zu 13 m Tiefe hinabführt und in einen aus dem Fels gehauenen Korridor mündet. Dieser wurde fortgesetzt, bis er zu einem bereits vorhandenen Brunnenschacht kam, in den eine seitliche Öffnung geschaffen wurde, durch die man das Wasser aus dem Brunnen holen konnte. Ob diese Einrichtung für den Dienst der Versammlungen in der „Triclia“ oder für eine andere Anlage geschaffen wurde, ist noch nicht mit Sicherheit festgestellt; die Ausgrabungen müßten hier unter dem Kloster der Franziskaner neben S. Sebastiano fortgesetzt werden und bieten sehr große Schwierigkeiten. Doch scheint die Treppe mit dem Korridor zur „Triclia“ zu gehören.

In der zweiten Hälfte des dritten Jahrhunderts entstand dann neben der „Triclia“ eine christliche Katakombe, in der auch der hl. Sebastian seine Ruhestätte fand. Der ganze Boden war also christlicher

Besitz und wurde nun für christliche Begräbnisse benutzt; es entstand ein unterirdisches Hömeterium neben dem religiösen Zwecken dienenden Versammlungsorte der „Triclia“.

IV.

Einen vollständig sicheren und unmittelbaren Anhaltspunkt für die Beantwortung der Frage, weshalb das Andenken der Apostelfürsten hier an dieser Stelle besonders begangen wurde, haben die Ausgrabungen bisher nicht ergeben. Nur die Tatsache der Verehrung und die chronologische Festlegung ihres Anfanges auf die Zeit seit Mitte des dritten Jahrhunderts sind mit aller Sicherheit durch den Befund der Denkmäler festgestellt.

Auf Grund literarischer Quellen des Altertums sind verschiedene Ansichten über Ursprung und Charakter dieses Heiligtums der beiden Apostel an der Via Appia aufgestellt worden.

1. Eine seit dem fünften Jahrhundert ausdrücklich bezeugte Legende berichtet von einer zeitweiligen Beisetzung der Leiber der Apostel Petrus und Paulus bald nach ihrem Tod. Es seien nämlich Christen aus dem Orient gekommen, um die sterblichen Ueberreste beider Apostel nach dem Osten zu überbringen. Sie bemächtigten sich der Leichen und wollten sie auf der Appischen Straße nach dem Süden bringen; allein römische Christen eilten ihnen nach, nahmen ihnen an der „Catacumbas“ genannten Vertlichkeit die Leiber ab und brachten sie hier in Sicherheit. Nach Vollendung der Grabstätten im Vatikan und an der Via Ostiensis seien sie dorthin übertragen worden. (So z. B. der Zusatz zu den „Acta Petri et Pauli“ und der Brief Gregors des Großen von 594 an die Kaiserin Konstantina.)

Ob die Inschrift, die Papst Damasus den Aposteln hier setzte, eine Anspielung auf die gleiche Legende enthält, ist nicht sicher; der Text ist überhaupt unklar, und der Vers: „Discipulos Oriens misit, quod sponte fatemur“ wird eher dahin verstanden, daß die Jünger, d. h. Petrus und Paulus, aus dem Osten kamen, daß sie aber durch ihren Martyrtod römische Bürger wurden und daher Rom das erste Anrecht auf sie hatte. Der Legende liegt die Ueberlieferung einer zeitweiligen Beisetzung der Apostel an dieser Stelle zugrunde. Die Ausmalung der näheren Umstände hat einen ganz legendarischen Charakter, und damit kann auch der Zeitpunkt, wann diese Beisetzung erfolgte, in ihr keinen Stützpunkt finden.

Doch ist jüngst die Ansicht ausgesprochen worden, daß die Leiber der Apostel nach ihrem Tode hier provisorisch beigesetzt und von hier, nach Herrichtung eigener Grabdenkmäler in der Nähe der entsprechenden

beiden Stätten der Hinrichtung, in jene überführt wurden. Allein der Befund der Denkmäler hat gezeigt, daß im ersten und zweiten Jahrhundert nur heidnische Grabstätten hier entstanden; wir müssen daraus schließen, daß die damaligen Besitzer des Bodens Heiden waren. Und dann, wozu die provisorische Beisetzung des hl. Petrus an einer von seiner Richtstätte in den Vatikanischen Gärten Neros so weit entlegenen Stelle? Und wozu überhaupt die provisorische Beisetzung, da auch nach der Bestattung in einem einfachen Grab dieses ohne ein solches Provisorium in entsprechender Weise reicher hergerichtet werden konnte? Die Ansicht erklärt ferner nicht, weshalb erst Mitte des dritten Jahrhunderts die Verehrung hier begann.

2. Eine andere Ansicht sieht in dem Graffito „Domus Petri“ den Schlüssel zur Lösung der Frage: Petrus und Paulus hätten hier gewohnt, und das Andenken daran habe sich in der römischen Gemeinde erhalten. Als dann während der Valerianischen Verfolgung 257 f. den Christen der Besuch der Grabstätten unmöglich war infolge der Beschlagnahme der Zömeterien, habe man sich dieser Tradition erinnert und das Andenken der Apostel hier gefeiert; und von da an habe man diese Feier „in Catacumbas“ fortgesetzt. Die zwei ersten Verse der Damasusinschrift: *Hic habitasse prius* (siehe oben S. 30) seien ein Zeugnis für die Ueberlieferung.

Allein auch dagegen erheben sich sehr große Schwierigkeiten. Zunächst ist keine Spur eines Hauses des ersten Jahrhunderts an der Stelle zum Vorschein gekommen, und das hätte doch das eigentliche Objekt der „memoria“ sein müssen. Der Besitzer des Bodens war Heide, wie wir gesehen haben. Auch wäre es unerklärlich, wie eine Ueberlieferung sich fast zweihundert Jahre erhalten hätte, wenn sie nicht durch eine Erinnerungsfeier festgehalten wurde; und von einer solchen fand sich vor der Mitte des dritten Jahrhunderts keine Spur. Es ist auch sehr schwer anzunehmen, daß Petrus und Paulus längere Zeit in demselben Hause wohnten, und zwar so weit draußen vor der Stadt, während sie doch ihre Wirksamkeit in der Stadt selbst betätigen mußten. Es kann sich ja dabei nicht um den ersten Aufenthalt des hl. Paulus handeln, sondern um den Aufenthalt beider Apostel vor ihrem Tod, und für diesen haben wir keinerlei Ueberlieferung als nur die sichere Tatsache ihres Martertodes in Rom. Wenn diese „memoria“ an der Appischen Straße gleichsam nur als Ersatz für die unzugänglichen Gräber betrachtet wurde, hätte sich nach dem Aufhören der Verfolgung die Verehrung hier kaum gehalten.

3. Eine dritte Erklärung stützt sich auf das wichtige Zeugnis des ältesten christlichen Festverzeichnisses der stadtrömischen Gemeinde, der

„Depositio martyrum“ in dem Kalender des Philocalus, der in der Ausgabe von 354 erhalten ist, dessen Listen der Todestage der römischen Bischöfe und der Martyrerfeste jedoch 334 zuerst zusammengestellt wurden. Wir haben aus den Denkmälern schließen können, daß bis in die erste Hälfte des dritten Jahrhunderts sich auf dem Platze, wo die „Triclia“ erbaut wurde, nur Grabstätten befanden, von denen die jüngsten zuletzt wahrscheinlich von Christen benutzt wurden. Ferner ergab sich, daß um die Mitte des dritten Jahrhunderts eine von dort an dauernde besondere Verehrung der Apostel sich an den Ort knüpfte und ein Jahrhundert hindurch in dem eigens hergerichteten Raume der „Triclia“ ihre Betätigung fand. An die Stelle der letzteren trat dann die Basilika. Nun ist es gewiß kein bloß zufälliges Zusammentreffen, daß in der genannten „Depositio martyrum“ die Festnotiz zum 29. Juni mit dem Datum 258 begleitet ist: III kl. Jul. Petri in Catacumbas et Pauli Ostense. Tusco et Basso consulibus. Das Datum stand ebenfalls im stadtrömischen Festkalender des vierten Jahrhunderts, der im Martyrologium Hieronymianum überliefert ist, wie wir oben sahen. Es kann nicht das Todesjahr der Apostel sein, kann sich somit nicht auf die Apostelgräber im Vatikan und an der Via Ostiensis beziehen, in denen die Leiber der Apostelfürsten beigesetzt wurden und um 200 ruhten, wie das Zeugnis des Römers Caius aus dieser Zeit beweist. Somit ist das Datum 258 mit der Feststation „in Catacumbas“ in Beziehung zu setzen. Und die Ausgrabungen haben gezeigt, daß gerade um die Mitte des dritten Jahrhunderts die bauliche Anlage für die Verehrung der Apostel an dieser Stelle entstanden ist. Man kann somit das Ereignis, das die Verehrung der Apostel an dieser Stelle, an dieser lokalen „memoria“ veranlaßte, auf das Jahr 258 setzen.

Es muß ein Vorgang von Bedeutung gewesen sein, da er keine bloß zeitweilige, sondern eine dauernde Heilighaltung der Vertlichkeit zur Folge hatte: die drei Apostelbasiliken am Vatikan, an der Via Ostiensis und an der Via Appia wurden im vierten Jahrhundert, wie wir sahen, in gleichmäßiger Weise bei der liturgischen Festfeier des 29. Juni berücksichtigt. Ja, auch dieses Tagesdatum des 29. Juni scheint mit dem Jahresdatum 258 zu verbinden zu sein, so daß damals die jährliche Gedächtnisfeier der Apostel für immer auf diesen Tag festgelegt wurde.

Im August 257 erschien das Verfolgungsedikt Valerians, das den Christen unter Todesstrafe verbot, ihre Bäder zu betreten und dort Versammlungen zu halten. Um die Mitte des dritten Jahrhunderts war, wie der Holländist P. Delehaye, S. J., nachgewiesen hat, auch in der römischen Gemeinde der Gebrauch einer besonderen Gedächtnisfeier

für die Märtyrer am Jahrestage ihres Todes aufgefunden. In der ältesten Liste der Feste Roms finden wir die römischen Bischöfe des dritten Jahrhunderts, die als Märtyrer starben, nicht aber die römischen Blutzengen des zweiten Jahrhunderts. Es ist nicht zu bezweifeln, daß bei Festlegung dieser jährlichen Gedächtnisfeier für die Märtyrer die Apostelfürsten ebenfalls eine besondere Festfeier erhielten, die an ihren Grabstätten abgehalten wurde. Durch die Verfolgung Valerians 257 war der Besuch der Apostelgräber unmöglich gemacht worden. Wäre es nicht möglich, daß die römischen Christen die Gebeine der Apostel aus den Gräbern weggenommen und an eine Stelle gebracht hätten, wo kein größeres christliches Zömeterium war, wo also die Reliquien verborgen werden konnten, so daß den Gläubigen die Möglichkeit geboten war, sie hier zu verehren? Viele Forscher nehmen diese Uebertragung an; sie vertreten die Ansicht, daß eben damals, am 29. Juni 258, die leiblichen Ueberreste an die Via Appia „ad Catacumbas“ gebracht wurden. Die Verfolgung dauerte nicht lange. Als die Ruhe zurückgekehrt war, baute der christliche Eigentümer der Stätte die „Triclia“ als Versammlungsort für die Gläubigen, die zur Verehrung der Apostel hierher kamen, und für die Feier des 29. Juni. Als später die Gebeine der Apostel in ihre ursprünglichen Grabstätten zurückgebracht worden waren, vielleicht erst nach mehreren Jahren, hatte sich der Gebrauch eines besonderen Kultus zu Ehren der beiden Apostel hier derart eingebürgert, daß der Ort selbst als eine „memoria“ der Apostel betrachtet ward und man diese Stätte nun in gleicher Weise behandelte, wie die eigentlichen und wirklichen Gräber im Vatikan und an der Via Ostiensis.

Eine Schwierigkeit gegen diese Ansicht liegt jedoch darin, wie es den Christen möglich war, während oder unmittelbar vor der Verfolgung die Uebertragung der Gebeine entweder unter Beobachtung aller Vorschriften oder heimlich ohne eine solche vorzunehmen. Das Gewicht dieser Schwierigkeit ist nicht zu verkennen; dennoch wird diese Erklärung bisher von den meisten Archäologen vorgetragen und vertreten.

Vielleicht werden weitere Ausgrabungen die Sache völlig aufklären. Allein auch jetzt schon haben wir in dieser „memoria apostolorum“ aus der Mitte des dritten Jahrhunderts an der Via Appia ein hochbedeutendes Denkmal des altchristlichen Roms, besonders heilig und ehrwürdig auch dadurch, daß es einen neuen monumentalen Beweis liefert für die hohe Verehrung der Apostelfürsten in der Gemeinde der Hauptstadt, wo sie durch ihren Tod ihr leuchtendes Zeugnis abgelegt hatten.

Die Wiederbelebung des Platonstudiums in der Zeit der Renaissance durch Kardinal Bessarion.

Von Privatdozent D. Dr. L. Mohler, Münster i. W.

Das Studium Platons hat in neuerer und in neuester Zeit ganz besondere Pflege gefunden. Wie und auf welchen Wegen aber Platon zu uns gekommen, das wird im allgemeinen wenig oder gar nicht beachtet. Man verweist für gewöhnlich auf die Renaissancezeit, kennt die anpreisenden Empfehlungen eines Petrarca und bleibt schließlich bei Marsilius Ficinus stehen, dem man wegen seiner klassisch zu nennenden lateinischen Uebersetzung Platons die Hauptführerrolle in der Umwälzung der philosophischen Betrachtungsweise, die damals einsetzte, zuschreibt. Vereinzelt findet sich auch der Hinweis auf den griechischen Kardinal Bessarion. Aber daß im ganzen dessen Bedeutung voll gewürdigt wird, ist nicht der Fall. Bei meinen eigenen Arbeiten, die mich von einem anderen Punkt aus auf diese wirklich einzig dastehende Persönlichkeit des Quattrocento führten, kam ich auch auf die humanistische Seite von Bessarions Betätigung. Dabei war ich überrascht, aus den Handschriftensätzen verschiedener italienischer Bibliotheken einzelnes zutage zu fördern, was bislang teils noch ungedruckt war, teils nur in lateinischer Bearbeitung vorlag. So vor allem der griechische Text von Bessarions geistreichem Werk „In Calumniatorem Platonis libri IV“, der hier neues Licht auf den damals ausgefochtenen Kampf um Platon zu werfen imstande ist. Merkwürdig genug ist es, daß aber auch die lateinische Fassung, die noch heute als Originalarbeit Bessarions gilt, nur wenig und höchst gelegentlich ausgebeutet wurde, während doch dieses Werk ein Entzücken von Bessarions Zeitgenossen bildete.

Erwähnt sei in diesem Zusammenhange, daß auch Graf v. Hertling in jüngeren Jahren die Absicht hatte, eine lesbare Darstellung dieser philosophischen Bestrebungen im Anschluß an Kardinal Bessarion zu schreiben und daß er sogar auf eine wichtige Handschrift des griechischen Textes von dessen *In Calumniatorem Platonis*, den Vat. gr. 1435, aufmerksam machte¹⁾. Nur blieb das stets unbeachtet. Allerdings bedarf auch Hertlings Hinweis weiterer handschriftlichen Ergänzungen.

¹⁾ v. Hertling, *Erinnerungen aus meinem Leben* (München 1919; I, 129), sowie *Literarische Rundschau*, Freiburg 1875 S. 91 Anm. 1.

Wir werden hören, daß der genannte Cod. Vat. nur ein Glied in der Entwicklung des Werkes darstellt. Dieser enthält tatsächlich den ältesten Text, und das nach unseren Feststellungen in der ersten und zweiten Bearbeitung in drei Büchern. Vollständig in vier Büchern liegt uns das *In Calumniatorem Platonis* griechisch erst im Marc. gr. 198 vor. Dieses Werk Bessarions soll auch den Ausgangspunkt zu unseren Erörterungen hier bieten. Wir wollten hören, wie Bessarion das Platonstudium des Abendlandes wieder belebte, oder besser noch, unter welchen Umständen Platon wieder in den abendländischen Wissensbereich eingeführt wurde. Wir haben weiter auszuholen.

Platon war zu Beginn der Renaissancezeit so gut wie vergessen. Der Philosoph des Mittelalters war Aristoteles in christlicher Gestalt. Die Kenntnis von Platon war verblaßt. Und doch flutet die platonische Gedankenwelt durch jene Zeit wie ein unterirdischer Strom, der da und dort zuweilen etwas zutage tritt. Der *Timaios* war zwar immer bekannt in der lateinischen Bearbeitung des *Chalcidius*. Sonst war Platon durch die Kirchenväter vermittelt, namentlich durch Augustinus und Pseudodionysios¹⁾. Die Renaissance griff nun erstmals wieder auf Platon selber zurück, und zwar zunächst aus rein formellen Gründen. Aristoteles war trocken, und für die humanistischen Schöneister war seine systematisierende Gedankenarbeit ungenießbar. Petrarca empfahl Platon, weil er von Cicero und Augustinus von dessen glänzender Sprache und Gedankenreichtum gehört hatte. Er besaß selbst sechzehn platonische Schriften; aber sie blieben ihm ein verschlossenes Buch. Er kannte das Griechische so wenig wie seine Zeitgenossen. Uebersetzungen fehlten. An solchen versuchten sich dann auf seine Anregung hin *Palla Strozza*, auch *Manuel Chrysoloras* und noch mehr *Lionardo Bruni*. Das Bemühen Brunis war lobenswert; und doch war damit noch nicht viel erreicht. Es fehlte das volle Verständnis. Die platonische Gedankenwelt war nicht bekannt. Es fehlten auch Grammatik und Wörterbücher. Deswegen erfuhr Bruni auch herbe Kritik, namentlich von *Lorenzo Medici* und von *Ambrogio Traversari*²⁾. Er brachte es auch nicht zu einem vollständigen Platon. Wir begegnen schon bei ihm einer gewissen Scheu, alles von Platon zu übersetzen. Er stieß sich namentlich an dessen Gesetzen, wie er sagt, weil sie mit der christlichen Weltanschauung in grellem Widerspruche standen³⁾. So war mit Brunis Arbeit Platon der lateinischen Welt immer noch nicht erschlossen; aber Begeisterung war in

¹⁾ Vgl. Baeumker, *Bl.*, *Der Platonismus im Mittelalter*. Festrede, gehalten in öff. Sitzung d. Kgl. Akad. d. Wiss. München 1916.

²⁾ *Ambrosii Epistolae* (ed. Mehus), VIII, 8, p. 370.

³⁾ *Lionardi Bruni Epistolae* (ed. Mehus), IX, 4 (tom. II, 148).

reichem Maße geweckt worden. In Florenz war der Mittelpunkt all dieser Bestrebungen.

In diese Welt trat nun der Platoniker Georgios Gemistos ein. Gemistos war Grieche. In Mysithra, dem antiken Sparta, hatte er nach platonischem Vorbild eine Akademie um sich gesammelt, in der er seine Schüler in einer Art Bund von Exoterikern und Esoterikern um sich vereinigte. Auch Bessarion, der spätere griechische Bischof und römische Kardinal, gehörte dazu. Gemistos kannte Platon; aber er las ihn unter Führung der späteren Neuplatoniker, und das in höchster Begeisterung. Er selbst ging ganz in der Antike auf. Man nennt ihn einen Freigeist, denn er verwarf das Christentum und träumte sich eine Wiedererneuerung der antiken Religion mit einem starken platonischen Einschlag. Kaiser Johannes Palaiologos hatte ihn 1438 zum Unionskonzil, das zu Ferrara und dann zu Florenz tagte, als theologischen Beirat mitgenommen. Gemistos war damals schon alt. Um so größer war das Ansehen, das er bei den humanistischen Italienern zu Florenz genoß. Man traf sich bei froher Tafel und in lauschigen Gärten vor der Stadt. Gemistos, der sich in Florenz noch den Namen Plethon zulegte, war von den italienischen Humanisten umschwärmt. Man heischte von ihm Aufklärung über den vielbegehrten Philosophen der Akademie zu Athen. Dem Einflusse Plethons schreibt man es auch zu, daß Cosimo Medici den Plan zur Gründung einer platonischen Akademie zu Florenz faßte. Das scheint nach neueren Forschungen zu weit zu gehen¹⁾. Aber Gemistos gab neue Anregung. In franken Tagen warf er noch zu Florenz ein kleines Schriftchen aufs Papier: „Ueber den Unterschied zwischen Platon und Aristoteles“²⁾. Aristoteles tritt hier vor Platon zurück. Er wird für die Theologie unbrauchbar, weil er offenkundige Irrtümer enthält, die Ewigkeit der Welt, die Leugnung der göttlichen Vorsehung. Platon dagegen soll Führer sein, denn er kennt Gott als Schöpfer aller Dinge. Er kennt auch die persönliche Unsterblichkeit der Menschenseele, die Aristoteles in eine Rückkehr in den allgemeinen Weltintellekt auflöst.

Bei aller Anregung kam die ganze Bewegung auf Platon hin mit Gemistos' Weggang von Florenz 1439 doch ins Stocken. Die humanistische Welt war noch nicht reif genug. Weder für noch gegen ließ sich eine Stimme von dieser Seite aus hören. Weitere Anregung mußte

¹⁾ Della Torre, Storia dell' Accademia platonica di Firenze. Firenze 1902. P. I sq. 18, 441.

²⁾ Georgii Gemisti Plethonis Platonicae et Aristotelicae philosophiae comparatio. Erstmals Venetiis 1532, nachgedruckt (fehlerhaft) bei Migne, P. gr. 160, 882 sqq.

nochmals von den Byzantinern ausgehen. Das erfolgte, aber in entgegengesetzter Richtung und erst nach mehr als fünfzehn Jahren. Der Grieche *Georgios Trapezuntios*, ein Philologe, der seit längerer Zeit auf römischem Boden als Lehrer und Uebersetzer tätig war, ließ gegen Gemistos seine drei Bücher „*Comparationes philosophorum Aristotelis et Platonis*“ in lateinischer Sprache erscheinen¹⁾. Wie wir an anderer Stelle feststellen werden, geschah das im Jahre 1455²⁾. Man kann dieses Werk als solches als eine Unglücksstat des um seine Existenz ringenden Trapezuntios betrachten. In blinder Weise donnert dieser Mann gegen Gemistos los, und nicht nur gegen diesen, sondern weit wichtiger gegen Platon. Er sucht Aristoteles zu retten, Aristoteles freilich in christlicher Auffassung, und Platon zu verdammen. Platon ist nichtswürdig, in seinem Wissen und seinem Leben, als Philosoph wie als Theologe, als Staatengründer wie als Gesetzgeber. Dagegen soll sich bei Aristoteles alles in reiner Lehre finden. Er hat eine einwandfreie Sittenlehre; er dient der Rechtgläubigkeit; er kannte Gott; er kannte sogar die Trinität; er habe eine vernünftige Staatslehre; kurz, er wage ihn auf eine Stufe mit den Heiligen der Kirche zu stellen³⁾. Das war nun alles sehr töricht. Das Schlimmste aber war, daß kein Mensch Platon kannte und daß Trapezuntios stellenweise sogar Anklang fand. Wir hören, daß selbst Francesco Filelfo ihm eine Zeitlang sein Ohr lieh. Man war auf dem besten Wege, den geistigen Entwicklungsgang zu verwirren. Der Trapezuntier stellte ja Platon als die Urquelle aller kirchlichen Häresien dar. Er suchte die Platoniker auf alle mögliche Weise als gefährlich für Christentum und Kirche zu verdächtigen. Das bißchen schöngeistige Begeisterung, das noch für Platon herrschte, mußte auf diese Weise bald schwinden, und ein eindringendes Studium Platons mußte zum mindesten auf lange Zeit hinaus aufgehalten werden. Zu deutlich erinnert dieser Vorgang an die großen Kämpfe, unter denen sich 250 Jahre früher die Einführung des Aristoteles in den Wissensbereich des christlichen Abendlandes durchsetzte.

Die Sache erledigte sich dieses Mal schneller, einmal infolge der allgemeinen Zeit- und Kulturverhältnisse, dann auch durch das sofortige Eingreifen des Kardinals Bessarion. Was dieser mit seinem eingangs erwähnten Werke „*Gegen den Verleumder Platons*“ leistete, ließ nicht nur den Versuch des Trapezuntiers als kläglich erscheinen; es war nicht eine plumpe oder auch geschickte Gegenschrift; dieses Werk

¹⁾ *Georgii Trapezuntii Comparationes phil. Arist. et Plat.* Venedig 1516.

²⁾ Vgl. auch Gercke, *U.*, Theodoros Gazes. Festschrift der Universität Greifswald, 1903. S. 33—35.

³⁾ *Georgii Trapez. Comparationes II*, 18.

war vielmehr die erste eingehende Arbeit über Platon, über sein Leben, seine Weltanschauung und seine schriftstellerische Tätigkeit, geschrieben in unterhaltendem Ton, in feiner Sprache, geistreich. Der Gegner fand seine Berücksichtigung; aber er verschwindet bei der Fülle des Stoffes, den Bessarion bietet. Nicht einmal, daß er mit Namen genannt wird.

Hören wir zunächst über die Persönlichkeit des Verfassers! — Bessarion war von Geburt Grieche, stammte aus Trapezunt, hatte als griechischer Bischof auf dem Konzil von Florenz 1439 die kirchliche Wiedervereinigung von Rom und Byzanz in die Wege geleitet und war nachher von Eugen IV. zum Kardinal erhoben worden. Er hatte reiche Begabung wie umfangreiches Wissen mitgebracht. Von seinen theologischen Schriften ist hier abzusehen. In Gemistos' Schule hatte er Platon kennen gelernt. Mit Aristoteles war er nicht minder vertraut. Von ihm stammt ja eine lateinische Uebersetzung von Aristoteles' *Metaphysik*, die wegen ihrer wissenschaftlichen Bedeutung in die Aristoteles-Ausgabe der Berliner Akademie aufgenommen wurde. Auch sonst hatte er zu philosophischen Fragen, mochten sie Platon oder Aristoteles betreffen, Stellung genommen. In seinem Hause zu Rom vereinigte er eine *Akademie*, zu der ähnlich denkende Geister, Griechen wie Lateiner, Zutritt hatten. Wir treffen dort Lorenzo Balla so gut wie Theodoros Gazes, den Aristoteliker. Auch der vorhin genannte Georgios Trapezuntios gehörte eine Zeitlang dazu. In diesem Kreise war auch das Werk „*Gegen den Verleumdere Platons*“ entstanden. Für die Öffentlichkeit blieb das Werk vorläufig noch unbekannt. Es erschien erst im Jahre 1469 in lateinischer Form, gedruckt bei den deutschen Buchdruckern Panartz und Sweynheim zu Rom. Dieses Datum hat auch in der gelehrten Literatur manche Verwirrung angerichtet. Man kannte eben die Entstehungsgeschichte des Werkes nicht und verlegte die Auseinandersetzungen in viel zu späte Zeit. Damit wird auch die Bedeutung des Werkes in etwa abgeschwächt.

Wir sagten schon, daß Bessarion sein Werk griechisch schrieb. Hervorgegangen ist dieses aus mündlichen Vorträgen, die er offenbar in seiner Akademie hielt. Darauf deutet im Texte namentlich der Umstand, daß er die Leser mit Zuhörer anredet. Entstanden ist die erste Fassung bald nach dem Angriffe des Trapezuntiers, also bald nach 1455. Aus einem ungedruckten Briefe der Laurentiana zu Florenz¹⁾ erfahren wir auch, daß Bessarion diese erste Bearbeitung alsbald seinem Freunde Theodoros Gazes zusandte mit der Bitte um gelegentliche Kritik,

¹⁾ Laur. Plut. 57 Cod. 33 fol. 99 r—101 r. Eine Abschrift hiernach in Wien, Cod. gr. 90.

sei es durch Abstriche oder durch Zusätze. Gazes mochte dazu erfahren sein. Er war Grieche, kannte Platon und schätzte noch mehr Aristoteles. Einflüsse von seiner Seite glauben wir am fertigen Werke noch zu erkennen.

Als Reinschrift liegt uns Bessarions Werk erstmals im Vat. gr. 1435 vor. Diese kann aber immerhin nicht vor dem Jahre 1463 zustande gekommen sein; denn Bessarion wird in den Uberschriften der einzelnen Bücher bereits als Patriarch bezeichnet. Mutmaßlich entstand sie aber auch nicht viel später. Wir sehen in diesem Codex bereits Erweiterungen und Umänderungen, die Bessarion auf dem Rande nachtrug, also eine zweite Bearbeitung. Möglicherweise gehen sie auf weitere Besprechungen in seiner Akademie und auf Anregung seiner Umgebung, vielleicht auch seitens des Theodoros Gazes zurück. Eine Abschrift dieser zweiten Bearbeitung liegt uns vor im Cod. Marc. gr. 199, der in Bessarions Auftrag entstanden ist. — Nur nebenbei erwähnt sei, daß eine Abschrift aus dem Vat. gr. 1435 im Monac. gr. 80 (16. Jhrhdt.) gegeben ist, und in sehr verschlechterter Form im Barb. 183 (aus dem Jahre 1620).

Bessarion ging nochmals an eine dritte Bearbeitung, die durch Einschlebung eines dritten Buches entstand¹⁾. Hier stehen wir tatsächlich vor späterer Arbeit und ganz fremden Einflüssen. Während die übrigen Teile des Werkes sich angenehm lesen, haben wir hier trockene Scholastik. Wenn dort nur das Altertum und die Kirchenväter zu Wort kommen, dann hier die Scholastiker des lateinischen Mittelalters. Das sind fremde Einflüsse. Der Grieche hat jene Literatur kaum gekannt. In einzelnen Fällen nennt er sogar seine Gewährsmänner, die ihm mit Auskunft gedient haben. Endlich machte sich Bessarion an eine lateinische Bearbeitung, die gegenüber dem griechischen Texte wiederum Veränderungen erfuhr. Bis zum Jahre 1469 war sie fertig. Damals erschien sie im Drucke. Wie wir feststellen, hat sie der Bischof von Aleria Johannes Andreas Bussi als Korrektor bei der Drucklegung überwacht. Dieser lateinische Text war bisher allein bekannt und galt als Originalarbeit Bessarions. Es ist aber noch eine Frage, inwieweit sie als Uebersetzung von Bessarion selber stammt. Jedenfalls hätte der Verfasser des griechischen Textes schwierige Sätze bei seiner Uebersetzungstätigkeit nicht einfach übergangen. Für Bessarions Latinität aus dieser Ausgabe Schlüsse zu ziehen, scheint mir bedenklich. Der Kardinal schrieb sonst bei weitem nicht dieses elegante Latein. Was den griechischen Text angeht, sei noch bemerkt, daß Bessarion hier geradezu als Meister der Darstellung

¹⁾ Diese im Cod. Marc. gr. 198.

zu gelten hat. Daß seine Sprache infolge der Beschäftigung mit Platon sehr viel attische Feinheit angenommen haben soll, schreibt ihm bereits einer seiner Zeitgenossen¹⁾. —

Und nun zum Inhalte von Bessarions Werk über Platon in kurzem Umriß! — „Es fiel mir“, so beginnt er, „eine Schrift in die Hand, die eine kritische Gegenüberstellung von Platon und Aristoteles sein wollte. Ich freute mich über den Fund, ließ alles andere liegen und machte mich daran, das Buch zu lesen.“ Aber groß sei seine Enttäuschung gewesen. Statt Gold habe er Kohlen gefunden. Ueberall Entstellung und Verleumdung! Was solle man da erwidern? Auf Einzelheiten einzugehen habe keinen Sinn, wohl aber den ganzen Stoff nach großen Gesichtspunkten darzustellen. Diese Aufgabe erfüllt nun Bessarion in drei Büchern, zu denen später noch eine Ergänzung kam.

Das erste Buch behandelt Platons Wissen in den formalen Disziplinen: Grammatik, Rhetorik, Logik; dann seine Stellungnahme zur Naturphilosophie und Theologie im allgemeinen; nicht minder auch sein Verhältnis zur antiken Allgemeinbildung in Mathematik, Musik und Astronomie. Ueberall würzt er seinen Vortrag mit reichen Beispielen aus Platons Schriften und mit Aeußerungen der alten Schriftsteller wie der Kirchenväter. Er verrät dabei eine staunenswerte Belesenheit.

Das zweite Buch würdigt Platons philosophische Anschauungen über Gott, Welt, Seele, Vorsehung und ewiges Verhängnis. Alles in stetem Zusammenhange mit der christlichen Lehre und im Verhältnisse zu Aristoteles. Bessarion vermeidet es, den von dem Trapezuntier gefeierten Aristoteles nun anderseits herabzusetzen. Er vermeidet es auch, gleich seinem Lehrer Gemistos den Gründer der Akademie über den Stagiriten zu stellen. Nur da und dort muß Aristoteles weichen. In der Hauptsache sucht der Verteidiger Platons aber zu vermitteln. Ernstliche Widersprüche zwischen beiden Philosophen gibt es nicht. Er schätzt beide in gleichem Maße.

Das dritte Buch sucht den vorhergegangenen Stoff nachträglich zu vertiefen; wie schon erwähnt, in scholastischer Art und mit Hilfe der abendländischen Theologen des Mittelalters.

Das vierte Buch, vielleicht das am meisten unterhaltende, spricht von Platons persönlichem Leben, von griechischer Knabenliebe, von seinen sittlichen Vorschriften, von seinem Staat und den Gesetzen. Es klingt nochmals aus in dem harmonischen Zusammenschlusse von Platon und Aristoteles.

¹⁾ Eine Edition des griechischen Textes stelle ich für den II. Band meines Buches: *Kardinal Bessarion als Theologe, Humanist und Staatsmann* (in Quellen und Forschungen aus d. Gebiet d. Gesch. Verlag F. Schöningh-Paderborn) in Aussicht.

In dieser Weise dachte Bessarion über Platon. Wenn wir näher zusehen, war es kein reiner Platonismus. Das meiste war doch geschaut mit den Augen der späteren Neuplatoniker, eines Plotin und anderer. Vor allem war alles auch vom Standpunkte der platonisierenden Kirchenväter aus gesehen. Namentlich Augustinus und Dionysios der Areopagite spielen eine Rolle. Unter diesem Gesichtswinkel ließ sich denn auch die Harmonie mit Aristoteles herstellen. Um Platon in ganz reiner Gestalt zu erkennen, mußte doch die Forschung noch einsetzen. Aber eines war erreicht: Hier wurde zum erstenmal Platons Gedankenwelt dem erstaunten Abendland eröffnet. Es war das erste Werk, das überhaupt in zusammenfassender Weise einmal Platon behandelte.

Die Zeitgenossen haben Bessarions Werk dankbar aufgenommen. Nach der ersten lateinischen Druckausgabe vom Jahre 1469 erschienen noch weitere Auflagen zu Venedig 1503 und 1516. Um den griechischen Text hatte man weniger Sorge. Marsilius Ficinus feierte aber den Kardinal als das Licht der Akademie Platons. Auf Ficinus ging auch jene Begeisterung über. Er wurde ja der Vorstand der berühmten platonischen Akademie zu Florenz, und Bessarions Anregung ist es zu verdanken, daß Ficinus die Schriften Platons in klassische lateinische Form umgoß. So ist es denn in der That Bessarion gewesen, der dem Abendlande Platon wiedergebracht hat.





Jahresbericht für das Jahr 1921.

Erstattet von dem Generalsekretär Prof. Dr. Rademacher in Bonn.

I. Die Görres-Gesellschaft im Jahre 1921.

Solange der Friede, in dem wir leben, kein Friede ist, leidet die Görres-Gesellschaft wie alle gelehrten Körperschaften unter einer gewissen Unsicherheit und Unstetigkeit. Dadurch wird die Verantwortung des Vorstandes im allgemeinen und des Generalsekretärs im besonderen nicht wenig erschwert. Die Sorge um die Mission der deutschen Wissenschaft, welche im Reiche zur Gründung der „Notgemeinschaft der deutschen Wissenschaft“ geführt hat, pocht auch an die Türen unserer Gesellschaft. Es ist daher nicht mehr möglich, auch nur annähernd vorauszuberechnen, wie sich der Haushalt gestalten und wie hoch sich der Bestand an verfügbaren Mitteln stellen wird. Wenn ich daher auch dieses Jahr mit einem nicht unbefriedigenden Ergebnis vor die Mitgliedschaft hintreten darf, so haftet dem Berichte doch eben das Unbefriedigende an, daß es an der für eine Gesellschaft mit bestimmt umrissenen Aufgaben notwendigen Stabilität mangelt.

Die finanzielle Lage hat sich als wesentlich günstiger herausgestellt, als nach dem Voranschlag vom vergangenen Jahr angenommen werden konnte. Der Jahreshaushalt schloß für 1920 ab in Einnahmen mit 205 235,12 M., in Ausgaben mit 166 663,24 M., so daß ein Ueberschuß von 38 571,88 M. verblieb. Die Graf-Hertling-Stiftung betrug Ende 1920 128 375 M., der Zugang im Laufe des Jahres bis 30. September d. J. 19 450 M., der Gesamtbestand also 147 825 M. Zu den im vergangenen Jahresbericht aufgeführten drei Stiftern mit je 10 000 M. ist nun noch hinzugekommen Herr Dr. iur. Franz Walter Hartmann, Ehrenbreitstein, welcher damit satzungsgemäß die Ehrenmitgliedschaft der Görres-Gesellschaft erworben hat. An Stiftern mit einem Beitrag von 1000 M. und mehr besaß die Stiftung Ende 1920: 57, deren Namen in den beiden letzten Jahresberichten und S. 89 unten mitgeteilt

sind. Dazu sind seit dem 1. Januar 1921 noch 12 hinzugekommen (die Namen siehe S. 90). Unter den letzteren erwähne ich mit besonderer Genugtuung Herrn W. Pelizaeus, Hildesheim, vor der Kriegszeit Konsul in Kairo, welcher im Jahresberichte 1920 unter den lebenslänglichen Mitgliedern als „verschollen“ gemeldet wurde; er hat gegen die Verschollenheit Einspruch erhoben und zum Beweise seines leibhaftigen Daseins 1000 M. für die Graf-Hertling-Stiftung gegeben mit dem Ersuchen, „ihn wiederaufleben zu lassen“, was hiermit gern geschehen soll. Die Zahl der Mitstifter mit einem Beitrag von 600 M., mit dem zugleich die lebenslängliche Mitgliedschaft an der Görres-Gesellschaft verbunden ist, ist auf 67 gestiegen. Die Stiftungssumme wird selbstständig verwaltet, steht aber für die Zwecke der Görres-Gesellschaft zur Verfügung wie die ordentlichen Einnahmen. — Das Vermögen der Görres-Gesellschaft (einschl. der Graf-Hertling-Stiftung), welches am 1. Januar 1920 127154,82 M. betrug, belief sich am 1. Januar 1921 auf 262996,70 M., hat also bis dahin eine Vermehrung von 135841,88 M. erfahren. Darunter befinden sich Wertpapiere im nominellen Werte von 117800 M., denen aber nur ein Buchwert von 86955,80 M. entspricht. Auf eine Eingabe an das Finanzamt Bonn um Befreiung von der Kapitalertragsteuer ist eine solche für die Zeit bis 1. Oktober 1919 verfügt worden.

Der Mitgliederbestand hat sich trotz der auf Grund des Beschlusses der letzten Generalversammlung in Fulda durchgeführten Verdoppelung des Beitrages (20 M. für Jahresmitgliedschaft, 500 M. für lebenslängliche Mitgliedschaft, 6 M. für Teilnehmerschaft) im ganzen auf der gleichen Höhe gehalten. Nur die Zahl der lebenslänglichen Mitglieder ist erfreulicherweise bedeutend gewachsen (siehe S. 91). Bedenken erweckt und ein Zeichen für die wachsende Notlage der akademischen Berufe ist die Tatsache, daß mehrfach Mitglieder aus akademischen Ständen unter Hinweis auf ihre verschlechterten Verhältnisse den Austritt erklärt haben. Obgleich wir volles Verständnis für diese Notlage besitzen, möchten wir doch das freundliche Ersuchen an unsere akademischen Mitglieder richten, der Görres-Gesellschaft einen der ersten Plätze in ihrem Interessentkreise zu gönnen. — An den lebenslänglichen Mitgliedern hat die Gesellschaft einen festen Bestand. Sie wird daher auf die Gewinnung lebenslänglicher Mitgliedschaft ein besonderes Augenmerk richten müssen. Freilich kann durch die ordentlichen Einnahmen der Haushalt auch nicht entfernt im Gleichgewicht gehalten werden; wir bleiben auf außerordentliche Zuwendungen angewiesen. Dabei sei erneut daran erinnert, daß die Zuwendungen bis zum Betrage von 5000 M. steuerfrei sind, da die Görres-Gesellschaft als gemeinnütziger Verein

anerkannt ist. Während früher von den Mitgliederbeiträgen von 10 M. nicht der dritte Teil für die beiden Jahrbücher und die Vereinsgaben aufgewendet zu werden brauchte, beanspruchen diese jetzt schon mehr als drei Viertel des erhöhten Beitrags von 20 M. So sehr daher auch der ideale Wert zu schätzen ist, der in dem Beitritt neuer Mitglieder liegt, so ist doch, vom finanziellen Standpunkte aus gesehen, der Jahresbeitrag nicht als eine genügende Unterstützung ihrer Bestrebungen anzusehen und bleiben wir weit mehr als früher auf außerordentliche Einnahmequellen angewiesen. Ohne außerordentliche Einnahmen könnte die Gesellschaft überhaupt nicht arbeiten, als da sind: Schenkungen, Graf-Hertling-Stiftung, Valuta-Mehrerträge, Vermächtnisse.

An dieser Stelle sei besonderer Dank gesagt den Herren aus dem Auslande, besonders unseren nordamerikanischen Freunden, welche die alten Beziehungen zur Görres-Gesellschaft wieder angeknüpft oder neue geschlossen haben. Dankbar hervorzuheben ist vor allem die wertvolle Unterstützung, welche uns Herr Professor H. S. Heuser, Herausgeber der Ecclesiastical Review in Overbrook (Philadelphia) angedeihen ließ, der uns einen Beitrag von 100 Dollars = 7200 M. stiftete, sowie wiederum die erfolgreiche Bemühung des Herrn Joseph Gummersbach, Leiters der Herder-Book-Company in St. Louis Mo., welcher eine umfassende Werbetätigkeit entfaltete, die uns bisher mehr als 50 lebenslängliche Mitglieder mit einem Gesamtbeitrag von über 30000 M. zugeführt hat.

Die Görres-Gesellschaft wird nicht nur ihre regelmäßigen Veröffentlichungen fortführen und nicht nur die bis dahin sistierten Unternehmungen wieder aufnehmen müssen, sondern sieht sich auch vor neue Aufgaben gestellt. Die Jahrbücher, insbesondere das Historische, verschlingen große Summen. Auch das Philosophische Jahrbuch kann mit den bisherigen Zuschüssen bei weitem nicht mehr auskommen.

Das Concilium Tridentinum wäre zum Stillstande verurteilt, wenn es nicht gelänge, seinen Fortgang durch außergewöhnliche Schenkungen sicherzustellen. Die Kosten allein für den im Manuscript fertiggestellten 9. Band sind auf die erschreckende Summe von 250000 M. veranschlagt. Der Stillstand des Unternehmens ist einstweilen durch eine große Tat Sr. Heiligkeit des Papstes Benedikt XV., der schon unter Pius X. zu dem Erscheinen des Werkes wirksame Hilfe leistete, verhütet worden. Durch Schreiben des Cardinal-Staatssekretärs Gasparri wurde Nuntius Pacelli in München ermächtigt, den an 250000 M. noch fehlenden Betrag an den Herausgeber des neunten Bandes, Prälat Ehses, zu überweisen. Nachdem nun durch mehrere Mitglieder des deutschen Episkopates, die Cardinäle von Köln und

Breslau und den Bischof von Trier, sodann durch die Zuschüsse der Görres-Gesellschaft annähernd 70 000 M. gedeckt sind, beziffert sich der Fehlbetrag auf 180 000 M., die jetzt unter dem 4. Oktober durch die Münchener Nuntiatur zu dem genannten Zweck an sicherer Stelle überwiesen wurden, so daß nunmehr der Druck des neunten Bandes, der die Akten des Konzils von Trient und namentlich dessen Reformwerk zu Ende führen wird, gesichert erscheint und in kürzester Frist beginnen wird. Benedikt XV. hat damit dem Album wahrhaft päpstlicher Wohltaten, die er nach Deutschland und Oesterreich spendete, ein neues Ruhmesblatt der Fürsorge für die bedrängte deutsche katholische Wissenschaft hinzugefügt; ihm wie den hochsinnigen Gebern aus Deutschland sei dafür aufrichtigster Dank gesagt.

Das Römische Institut, dessen Arbeiten bisher von Bonn und München aus geleitet wurden, harret der Wiederaufnahme an Ort und Stelle. Angesichts des Sinkens unserer Valuta wird auch hier nur mit ganz großen Zuschüssen geholfen werden können. Endlich wird auch die Orientalische Station in Jerusalem nach siebenjähriger Unterbrechung wieder aufgenommen werden müssen. — Unsere Privatdozenten bedürfen gleichfalls einer ausgiebigeren Unterstützung als bisher. — Das vollständig vergriffene Staatslexikon erfordert eine Neuherausgabe und eine gründliche Durcharbeitung. Der Herausgeber, Dr. Sacher in Freiburg, ist mit der Aufstellung eines Nomenklators und mit der Umfangaufstellung der Stichworte auf der Grundlage von vier Bänden zu 60 Bogen beauftragt. Die weitere Behandlung ist einer Kommission, bestehend aus dem Herausgeber, dem Generalsekretär und den Herren Beyerle, Porsch, Scharnagl, Georg Schreiber und Aloys Schulte überwiesen worden.

Die auf der Generalversammlung zu Aschaffenburg 1913 beschlossene Gesamtausgabe der Görreswerke, mit welcher der damalige Realgymnasialdirektor und jetzige Ministerialrat Geheimrat Dr. Wilhelm Schellberg betraut worden ist, hat gute Aussicht, nun endlich auch in Angriff genommen zu werden, nachdem das preußische Unterrichtsministerium und das Reich eine namhafte Unterstützung für dieselbe in Aussicht gestellt haben.

Die seit längerem beschlossene Pädagogische Vierteljahrsschrift wird auch nicht allzu lange mehr auf sich warten lassen dürfen. — Dagegen wird an eine Umwandlung der Vereinschriften in eine Vereinszeitschrift vor der Hand noch nicht gedacht werden können.

Eine besondere Aufgabe obliegt der Görres-Gesellschaft in der Neuordnung der Naturwissenschaftlichen Sektion. Herr

Geheimrat Killing in Münster, der bisherige Vorsitzende, hat mit Rücksicht auf sein fortgeschrittenes Alter die Leitung der Sektion niedergelegt. Auch an dieser Stelle sei dem verdienten Manne der schuldige Dank, den ihm der Generalsekretär bereits in einem eigenen Schreiben abstattete, ausgesprochen. Auf der Generalversammlung zu Worms wurde der Bonner Physiker Professor Konen, welcher nach vorausgegangenen Vorberatungen mit dem Generalsekretär und Beiratsmitgliedern in Bonn über die Organisation dieser Sektion zunächst im Vorstande und dann auch in der Generalversammlung Bericht erstattete und Vorschläge unterbreitete, zum Vorsitzenden gewählt. Die Sektion soll künftighin ihre Aufgabe dahin einschränken, ein Sammelpunkt der forschenden Kräfte auf naturwissenschaftlichem Gebiete zu sein, den wissenschaftlichen Nachwuchs zu fördern und in Vorträgen und Schriften zu allgemeinen naturwissenschaftlichen und naturphilosophischen Fragen Stellung zu nehmen.

Angeichts dieser großen Aufgaben wird die Görres-Gesellschaft sich nach neuen Hilfsquellen umsehen müssen. Eine Eingabe des Vorstandes an die „Notgemeinschaft der deutschen Wissenschaft“, welche mit einem hauptsächlich aus Reichsmitteln bereitgestellten Kapital von mehr als 20 Millionen Mark der Forschung unter die Arme greifen will, hat den Erfolg gehabt, daß uns eine namhafte Beihilfe zugesichert worden ist. Dem Reichstagsabgeordneten Prof. Georg Schreiber in Münster, der mit besonderer Wärme durch Rat und Hilfe die Angelegenheit gefördert hat, sei auch hier der schuldige Dank ausgesprochen. Auch an die Fuldaer Bischofskonferenz haben wir uns in Gemeinschaft mit dem Albertus-Magnus-Verein durch die Vermittlung des Herrn Kardinals Dr. Schulte in Köln um wohlwollende Unterstützung unserer Bestrebungen gewendet.

Einem Beschluß der Fuldaer Generalversammlung gemäß hat die Görres-Gesellschaft die Organisation von Dante-Gedächtnisfeiern im ganzen Reiche zur Erinnerung an die 600. Wiederkehr des Todestages des großen katholischen Dichters in die Hand genommen. Es ist das Verdienst unseres Vorsitzenden, ein glänzendes Komitee für diese Organisation zusammengebracht zu haben. In zahlreichen Städten des Reiches haben solche Feiern unter vielfach ungewöhnlich großer Beteiligung der Bevölkerung stattgefunden. Auf der großen Dante-Gedächtnisfeier des Comitato cattolico Dantesco in Ravenna am 13. und 14. September d. J. wurde die Gesellschaft in Verhinderung ihres Präsidenten durch Herrn Baron v. Cramer-Klett vertreten, welcher in einem Gedenkwort in deutscher Sprache die Anteilnahme der Görres-Gesellschaft an der säkularen Feier zum Ausdruck brachte. — Bei der Tagung für christliche Kunst, welche in Köln vom 26.—29. September

stattfand, war die Görres-Gesellschaft durch ihr Beiratsmitglied Prof. Sauer in Freiburg vertreten.

Zum 40jährigen Bischofsjubiläum des hochwürdigsten Herrn Bischofs Dr. Felix Korum von Trier, des Seniors des deutschen Episkopates, richtete der Vorsitzende ein warmes Glückwunschsreiben an den greisen Kirchenfürsten, dessen herrliche, von echt deutschem Geiste getragenen Worte bei der 40jährigen Jubelversammlung in Koblenz 1916 noch in aller Erinnerung sind. Ihm möge auch von hier aus Dank gesagt sein für das Wohlwollen, das er jederzeit der Görres-Gesellschaft entgegengebracht hat. Soeben trägt der Telegraph die Trauerkunde von dem am 4. Dezember erfolgten Heimgang des allverehrten Jubilarbischofs durch die Welt.

Mit besonderer Freude ist von Vorstand und Mitgliedern die Ernennung des Herrn Seminarregens Prof. Christian Schreiber zu Fulda, des bisherigen Mitherausgebers des Philosophischen Jahrbuches, zum Oberhirten des wiedererrichteten Bistums Meissen begrüßt worden. Der Vorsitzende hat dem hochwürdigsten Herrn zum Tage seiner Inthronisation am 14. September d. J. in einem Telegramm die Glückwünsche der Gesellschaft ausgedrückt. Unsere herzlichen Segenswünsche begleiten den neuen Bischof in seine dornenvolle Arbeit. — Den um die Görres-Gesellschaft hochverdienten Herren Geheimrat Eduard Müller in Koblenz und Prof. Georg Hüffer in Baderborn stattete der Generalsekretär im Auftrage der Wormser Generalversammlung in einem Schreiben herzliche Glückwünsche zum 80. bzw. 70. Geburtstag ab.

Auch in diesem Jahre hat der Tod unter den Mitgliedern reiche Ernte gehalten. Ein schwerer Verlust traf die Gesellschaft in dem Heimgang des Würzburger Philosophen und Pädagogen Geheimrat Dr. Remigius Stölzle, des Leiters der im Entstehen begriffenen Pädagogischen Abteilung und bestellten Herausgebers der Pädagogischen Vierteljahrschrift. Hochschulprofessor Dr. Engert hat ihm einen warmen Nachruf in diesem Hefte gewidmet (siehe S. 15 ff.). Hier sei auch dankbar des am 16. Februar d. J. verstorbenen Herrn Kaufmann Andreas Sinn in Köln gedacht, welcher fast ein Menschenalter hindurch in Gemeinschaft mit Herrn Bankdirektor Elkan die Revision der Jahresrechnungen der Görres-Gesellschaft vorgenommen hat.

Mit dem Verbands der Vereine katholischer Akademiker zur Pflege der katholischen Weltanschauung in Köln ist die Görres-Gesellschaft freundschaftlich verbunden. Daß in diesem Jahre die Tagungen der beiden Organisationen teilweise zusammenfielen, hat vielerorts Anlaß zur Kritik gegeben. Der Generalsekretär, welcher dem Vorstand beider Gesellschaften angehört, hat nichts unversucht gelassen, das Zusammen-

fallen der Tagungen zu verhindern. Die Görres-Gesellschaft war durch einen Fuldaer Beschluß gebunden, ihre Tagung innerhalb der Mittelschulferien abzuhalten, und konnte als Termin für dieselbe passend nur die letzte Ferienwoche in Rechnung ziehen. Das gleiche Interesse bestand auch für den Verband, und überdies mußte noch auf die Ende August stattfindende Katholikenversammlung in Frankfurt Rücksicht genommen werden. So blieb nichts anderes übrig, als die Tagung der Görres-Gesellschaft in Worms mit dem religionswissenschaftlichen Kursus des Verbandes in Bonn kollidieren zu lassen. Die dem Kursus vorausgehende Generalversammlung des Verbandes in Bonn wurde immerhin so frühzeitig gelegt, daß es den beiderseitigen Mitgliedern möglich war, beiden Veranstaltungen beizuwohnen. Die Aufgaben der Görres-Gesellschaft kreuzen sich in keiner Weise mit denen des Verbandes der Vereine katholischer Akademiker, wie oft von Uneingeweihten befürchtet wird. Die Görres-Gesellschaft ist ein Verein zur Pflege der Wissenschaft, der Verband und die in ihm zusammengefaßten Vereine stellen sich die Aufgabe, die religiöse Weltanschauung in ihren Mitgliedern zu befestigen. Dennoch haben beide wichtige Berührungspunkte miteinander und suchen ihre Mitglieder zu einem Teil aus denselben Kreisen, nur mit dem Unterschiede, daß die Görres-Gesellschaft sich nicht nur an Akademiker, sondern auch an die weitesten Kreise des Volkes wendet. Wenn die Görres-Gesellschaft auf dem Gebiete des Wissens und der Akademikerverband auf dem Gebiete des Glaubens ihre Ziele verwirklichen, wenn Wahrheit und Liebe zusammenklingen, dann gibt es einen guten Klang, dann mag der ersehnte „katholische Mensch“, der Bringer einer katholischen Kultur, erstehen. Die Görres-Gesellschaft wird sich der Verpflichtung bewußt bleiben, ihren intellektuellen Teil zur Erfüllung des Ideals des katholischen Menschen beizutragen.

Die Görres-Gesellschaft ist sich auch ihrer Mitverantwortung für die Wiederanknüpfung der kulturellen Beziehungen zum Auslande, auch dem bisher feindlichen, bewußt. Aus der Erkenntnis dieser Verpflichtung heraus haben gelegentlich der Generalversammlung in Worms in einem kleineren Kreise Aussprachen stattgefunden, die sich zu dem folgenden „Aufruf zur Pflege der Auslandsbeziehungen“ verdichtet haben:

Die von Professor Schreiber vorgeschlagene und von der Mitgliederversammlung der Görres-Gesellschaft am 7. September 1921 zu Worms einstimmig gebilligte Entschließung geht von der Voraussetzung aus, daß die Trennung der auf gemeinsamer Arbeit an den gleichen wissenschaftlichen Zielen und auf gemeinsamem Bekenntnis zu den gleichen Weltanschauungsprinzipien von jeher beruhenden Beziehungen katholischer Gelehrter und Organisationen aller Nationen eine lediglich von der Technik des internationalen Verkehrs zu Kriegszeiten und von der Anspannung aller Kräfte im Interesse nationaler Selbsterhaltung eines jeden bedingte gewesen sei.

Gründe politischer Opportunität haben seit dem Abschluß des Krieges jene Trennung vielfach aufrecht zu erhalten gezwungen.

Die Würdigung dieser für alle Staaten gleichmäßigen Voraussetzungen entbindet den einzelnen von einer Erklärung der eigenen Einstellung zu der allgemeinen nationalen Isolierung und würde eine vorurteilsfreie Wiederaufnahme der alten Beziehungen auf Grund gelehrter Forschung, gemeinsamer Berufsinteressen oder zusammengehenden Eifers für die Sache des Katholizismus ermöglichen.

Die katholischen Vertreter und Freunde der Wissenschaft in Deutschland wissen sich darin einig, daß die katholische Solidarität in der Wissenschaft einen starken Hebel wissenschaftlichen Fortschrittes ausmacht und zugleich geeignet ist, die Geltung der katholischen Weltanschauung, ihrer Prinzipien und ihrer sozialen Wirkungen in der geistigen Kultur aller Nationen wesentlich zu fördern. Sie werden darum, ungeachtet aller etwaigen Maßnahmen in anderen Ländern, ihrerseits alles tun, um in Deutschland für jene Solidarität in echt katholischem Geiste die Voraussetzungen zu schaffen.

Indem die Görres-Gesellschaft sich dafür einsetzt, richtet sie an ihre Mitglieder und an alle wissenschaftlich gebildeten Katholiken die Bitte, sie in der Wirksamkeit für dieses Ziel zu unterstützen und alle persönlichen Erfahrungen und Beobachtungen auf diesem Gebiete sowie praktische Vorschläge an das Generalsekretariat (Bonn, Argelanderstr. 2) oder an den Herrn Präsidenten der Gesellschaft mitzuteilen.

II. Die Generalversammlung zu Worms (5.—8. Sept.).

Schon auf der Fuldaer Tagung im Oktober vergangenen Jahres war auf die dringende Einladung von Wormser Freunden der Görres-Gesellschaft diese Stadt als Tagungsort in Aussicht genommen worden. Der Vorstand war derselben um so lieber zu entsprechen geneigt, als die alte Bischofsstadt bisher noch keine Generalversammlung der Gesellschaft beherbergt hatte und auch die Mitgliederzahl hier wie in den benachbarten volkreichen Industriestädten eine recht geringe war. Die Veranstalter nicht nur, sondern auch die Bürgerschaft haben alles getan, um uns ein angenehmes Heim zu bereiten. Insbesondere muß die Gastfreundlichkeit der Wormser rühmend hervorgehoben werden. Die „Wormser Nachrichten“ hatten in aufklärenden Artikeln über die Bedeutung der Gelehrtenarbeit, die Geschichte und die innere Organisation der Görres-Gesellschaft, sowie auch in einer eigenen Dantenummer in aner kennenswerter Weise die Tagung vorbereitet. Das Ortskomitee unter Führung der Herren Professor Hattemer und Staatsanwalt Diehl hatte geradezu vorbildlich alles Notwendige und Wünschenwerte in die Wege geleitet.

Die Wahl der Stadt Worms als Herberge für eine wissenschaftliche Gesellschaft hat sich als außerordentlich glücklich erwiesen. Andere

Städte tragen, wie ein vororientierender Aufsatz von Dr. Mert in den „Wormser Nachrichten“, den ich auszugsweise wiedergebe, ausführt, in den Fluchten ihrer Straßen, in den Fassaden ihrer Gebäude und Paläste ihre Geschichte und den Glanz vergangener Zeiten sichtbar zur Schau. Wer aber, wie Worms, an der Heerstraße liegt und Vorposten und Bollwerk sein muß, lebt nicht so ruhig durch den Zeitenwechsel, daß die Werke der sich folgenden Geschlechter wie eine goldene Kette Jahrhunderte verknüpfen und behüten. Hier tummeln sich Blitz und Wetter der Geschichte, hier treffen sich Heeresmassen auf breitem Schauplatz und bringen Not und Trümmer als Kriegsfolge mit. Alle Städte am Rhein, an der uralten Heer- und Schicksalsstraße, wissen davon, und von Köln bis Basel klirren immer wieder Waffen. Worms überragte sie alle einmal an wehrhafter Kraft — aber wohl keine traf ein herberes Geschick als sie, die Stadt der Burgunder, der ostfränkischen Könige, Heinrichs IV., des heiligen Reiches. Die Römerstadt mit ihrem behaglichen Glanze versank in Trümmer, das Reich der Burgunder verging und mit ihm die königliche Stadt. Trümmer sind es, aus denen der große Bischof Burkhard eine neue Stadt formt und befestigt: da wird Worms groß und uneinnehmbar und Schauplatz weltbewegender Szenen durch fünf Jahrhunderte. Die beiden großen Reichstage 1495 und 1521 spielen das glänzende Finale. Dann kommt der Krieg und die Not wieder und mit ihnen die Trümmer. Mauern und Türme fallen, und nur der Dom bleibt erhalten. Noch erzählen die verlassenen Mauern und Türme von St. Andreas von stillen Klöstern und Kreuzgängen, St. Paul von Kreuzzugsträumen; noch liegt über St. Martin der Schimmer alter Zeiten. Aus köstlichen Weinbergen wächst Liebfrauen in gotischer, jubelnder Anmut. Es ragen noch hier und da flozige Ruinen der alten Befestigung, und überall den Resten steht noch groß und erhaben in adeliger Schönheit der Dom und schließt in seinen Mauern eines gotischen Meisters schöne Skulpturen und Balthasar Neumanns berausches Altarwerk aus Marmor und Gold ein. In seinem Boden ruhen salische Herzöge, adelige Geschlechter, vornehme Bischöfe und Domherren, zu deren Gedächtnis stolze Marmor-epitaphe prangen: letzte Reste einer einst herrlichen Stadt!

Heute ist Worms in seiner Ausdehnung größer, als es je war, ziehen seine Straßen und Häuser weit ins gesegnete Land. Es hastet arbeitsames Leben durch die Straßen, und Maschinen hämmern und sausen jetzt, wo einst stille Klosterkirchen und Kapellen zu frommer Andacht mahnten. Aber es klappt ein Riß zwischen dem Jetzt und Einst. Worms so recht ein Spiegelbild deutschen Leides!

Am Nachmittage des 5. September traten Vorstand und Beirat zu einer ersten Vorbesprechung in einem Raume des städtischen Fest-

saales zusammen, um die Berichte des Generalsekretärs und der Vorsitzenden der einzelnen Sektionen entgegenzunehmen und zu erörtern.

Die Begrüßungsversammlung am Montagabend im Festsaale des Cornelianum, der im Gefunkel der Lichter seine ganze künstlerische Pracht zur Schau stellen konnte, war auch von der Wormser Bürgerschaft außerordentlich stark besucht. Der Vorstand war fast vollzählig, der in Fulda bedeutend erweiterte Beirat zahlreich vertreten. Unter den Ehrengästen befand sich auch der hochwürdigste Abt P. Willibald Adam des Benediktinerklosters Metten (Bayern). Das vornehm und künstlerisch zusammengestellte Programm offenbarte die geschickten Hände des Lokalkomitees. Der erste Teil brachte musikalische Darbietungen, welche von Wormser Damen und Herren in mustergültiger Weise vorgetragen wurden. Ein Glanzstück des Abends war der Lichtbildervortrag des Herrn Dr. Illert-Worms über die Stadt und ihre Geschichte. Das war keine trockene Erzählung, sondern sprudelndes poetisches Wort, das in packenden Bildern die Vergangenheit der an schweren Schicksalen reichen Stadt vor Auge und Geist wiedererstehen ließ.

Das erste Wort der Begrüßung hatte Professor Hattmer, welcher im Namen des Ortsausschusses die Generalversammlung willkommen hieß.

Man kann, so führte er aus, sich eigentlich wundern, warum der Vorstand der Görres-Gesellschaft in den langen Jahren des Bestehens der Gesellschaft auf der Suche nach einem Tagungsort im Osten, Westen, Norden und Süden Deutschlands erst jetzt auf Worms gekommen sei; denn sollte es wohl eine Stadt geben, die so sehr mit der Sage und der Geschichte unseres lieben deutschen Vaterlandes verknüpft ist? Ich kann nur einen triftigen Grund gelten lassen, und der ist: Erst dann sind Sie zu uns herübergekommen, als der Nibelungen Not aufs höchste gestiegen war, um zu zeigen, daß wir alle ein einzig Volk von Brüdern sind und nichts uns trennen kann, nicht Not und Tod und Gefahr. Dafür unseren allerherzlichsten Dank. Ich habe gesagt: Sollte es wohl eine Stadt Deutschlands geben, die so sehr mit der Sage und der Geschichte unseres Volkes und unseres lieben Vaterlandes verknüpft ist? Das kündigt ja laut schon der Saal mit seinen herrlichen Bildern aus alten Tagen, in dem wir hier zur Begrüßung versammelt sind. Oder soll ich reden von den Kaisern und Königen, von den päpstlichen Legaten und Bischöfen und Prälaten und Rittern und Reifigen, die hier in vergangenen Jahrhunderten, hier in der alten Wormatia sich zu machtvollen Rundgebungen zusammengefunden haben? Soll ich reden von dem frommen Gebete Hunderter von Klosterfrauen, die in vielen Stiften ihre Gebete zum Himmel emporgesandt haben; von dem wissenschaftlichen Streben der Clunienser, der Zisterzienser, der Karmeliten, der Franziskaner und Dominikaner, die alle hier ihre Klöster hatten? Soll ich Ihnen reden von dem geschäftigen Treiben in den Kaufmannsgilden, von den Handwerksstätten? Das alles kündigt Ihnen laut, daß wir hier alten deutschen Boden haben. Auch an Fehden, wirtschaftlichen, politischen und religiösen hat es in der alten Wormatia nicht gefehlt. Und wenn ich eines Tages gedenke, dann jentst sich unser Haupt schmerzgebeugt und unser Auge wird mit Tränen erfüllt und unser Herz krampft sich zusammen: es ist der Pfingsttag 1689. Damals sank die alte Wormatia in Schutt und Asche, und niemals ist sie wieder zu ihrer früheren Blüte emporgestiegen. Aber deutsch sind ihre Bewohner geblieben, und deutsch wollen sie auch bleiben allezeit!

Wie für die alten Bewohner der Stadt, so ist auch für die neuzeitliche Stadt der Dom das Wahrzeichen über den kleinen und großen Sorgen des alltäglichen Lebens. Da weist er seine Bewohner mit seinen gewaltigen Türmen wie mit einer mächtigen steinernen Hand hin zum Ewigen und Unvergänglichen und zu den unsterblichen Gütern der Menschheit. So tut er es heute, so tut er es in allen Zeiten. Mein herzlichster Wunsch geht dahin, daß es die vornehmste Aufgabe der Görres-Gesellschaft ist, den Gleichklang herzustellen zwischen dem ernststen wissenschaftlichen Streben deutscher Gelehrten und den ewigen, unvergänglichen Gesetzen des großen göttlichen Geistes. Mein sehnsüchtigster Wunsch ist, daß die Görres-Gesellschaft aus der diesjährigen Generalversammlung erstarkt hervorgehe, in äußerem Wachstum und in innerer machtvoller Entfaltung. Wenn auch nur etwas dieser mein sehnsüchtigster Wunsch durch die diesjährige Tagung erfüllt wird, dann könnte das neue Worms sich desselben rühmen, was eine liebende und wissende Hand von der alten Wormalia einst über dem Türsturz des Nordportals des Domes in Majuskeln aufgezeichnet hat: *Digna bona laude, semper Wormalia gaude.*

Im Namen der Görres-Gesellschaft stattete der stellvertretende Vorsitzende, Geheimrat Finke-Freiburg, dem Ortskomitee, den Mitwirkenden und den Rednern den Dank der Gesellschaft ab. Er berichtete über die Einwände, die sich gegen den Vorschlag, nach Worms zu gehen, erhoben hätten, über die man sich aber hinweggesetzt habe.

Gegenüber der Vorliebe der Görres-Gesellschaft für Bischofsstädte wies er auf den ehemaligen Ruhm der Stadt als Sitz eines Bischofs, insbesondere auf die ehrwürdige Gestalt des Bischofs Burkhard, hin. Worms, das aus Kampf und Zerstörung immer wieder zu neuem Leben auferstanden sei und das durch das Wormser Konkordat eine weltgeschichtliche Berühmtheit erlangt habe, werde ihm zum Symbol der Gedanken, die sich für uns in den Vordergrund drängten, nämlich der Hoffnung, daß auch wir aus den Niederungen der Jetztzeit wieder emporsteigen werden, und der Erkenntnis, daß es auch in der gegenwärtigen Zeit angebracht sei, zwischen Staat und Kirche die rechten Linien zu ziehen. Redner richtete hierauf die Bitte an die Versammlung, der Görres-Gesellschaft beizutreten. In launiger Weise wandte er sich an die Damen, denen die Görres-Gesellschaft volle Gleichberechtigung gegeben habe. Wenn die Damen beiträten, dann werde wohl auch der übrige Anhang mitkommen, und dann werde die Görres-Gesellschaft mit reichster Ernte von Worms weiterziehen. Redner sprach unter dem lebhaftesten Beifalle der Versammlung den Wunsch aus, daß Worms bald wieder eine ganz freie Stadt werden möge. Die Ansprache klang aus in ein Hoch auf die Stadt Worms.

Der hessische Justizminister v. Brentano di Tremezzo hielt darauf folgende Ansprache:

Die deutsche Elitegesellschaft für wahre Wissenschaft und wahre Kunst hat ihre diesjährige Generalversammlung nach der alten Bischofsstadt Worms und damit in das hessische Land verlegt. Das hessische Land ist sich der hohen Auszeichnung und Ehre wohl bewußt, und die Regierung hat den für mich außerordentlich ehrenvollen Auftrag gegeben, Sie auf das herzlichste zu begrüßen. Ich möchte der Hoffnung Ausdruck geben, daß alles, was Sie erstreben, für die wahre Wissenschaft und die rechte Kunst in reichstem Maß im Interesse der christlichen Idee und im Interesse des deutschen Vaterlandes in Erfüllung gehen möge. Sie sind hierhergekommen in das alte Worms, dessen Lob eben in so wunderbarer Weise bekundet worden ist, in das Worms, das heute nicht nur im Schatten seiner wunderbaren Kathedrale, sondern das auch steht unter dem Schatten und dem Schutze des Bischofsdomes von Mainz. Mainz und Worms — welche reiche Vergangenheit steigt

bei Nennung dieser beiden Namen vor unserem geistigen Auge auf! Wie erinnern wir uns nicht nur der kriegerischen Zeiten und der Akte der Politik, sondern auch der Tatsache, daß von Worms und Mainz allezeit hehre Kunst und Wissenschaft gepflegt wurde. Ich nenne nur die Namen Ketteler, Heinrich und Mousfang. Uns Hessen leitet der innigste Wunsch, daß viele sich angeregt finden mögen, in die Fußstapfen ihrer großen Lehrer zu treten. Sie werden erstaunt sein über das, was Sie in Worms sehen werden. Aber Sie werden noch mehr finden: offene Herzen. Es ist eine rheinische und ich darf auch sagen hessische Eigenschaft, Gäste mit offenem Herzen zu empfangen. Ich bin gewiß, daß man hier die Stunde segnet, in der Sie kamen, und daß man der Stunde grollt, in der Sie Abschied nehmen werden. Ich hoffe, daß die Görres-Gesellschaft mit der Zeit auch wieder einmal in Mainz tagen wird. Der Empfang wird nicht größer und freudiger werden können als der in Worms, aber er wird ebenso herzlich sein. (Lebh. Beifall.)

Der Vorsitzende, Geheimer Rat v. Grauert-München, führte aus, daß es ein Abweichen von der Tradition sei, wenn der Präsident am Begrüßungsabend das Wort nehme. Aber es erscheine ihm wichtig, festzustellen, daß es der Görres-Gesellschaft noch niemals beschieden gewesen sei, von der zuständigen Landesregierung begrüßt zu werden. Das sei in Worms zum ersten Male geschehen. Die Görres-Gesellschaft bitte den Herrn Justizminister v. Brentano, der hessischen Regierung den Dank der Görres-Gesellschaft auszusprechen. Die letztere werde sich dieser freundlichen Begrüßung immer gern erinnern. Bei dieser Gelegenheit könne wohl auch darauf hingewiesen werden, daß der erste Präsident, der Freiherr und spätere Graf v. Hertling, ein Hessen-Darmstädter gewesen sei und daß zu seinen treuesten Mitarbeitern Dr. Heinrich und Dr. Mousfang gehört haben. So habe das hessische Land neben den rheinischen Landen von allem Anfang an einen ganz besonderen Anteil an der Gründung und wissenschaftlichen Arbeit der Görres-Gesellschaft gehabt. Redner sprach der hessischen Staatsregierung und dem Herrn Justizminister v. Brentano seinen besonderen Dank aus.

Die Begrüßung namens der Stadt Worms entbot Herr Oberbürgermeister Köhler:

Lassen Sie mich meinen herzlichen Dank zunächst dafür sagen, daß Sie die städtische Verwaltung zu Ihrem heutigen Begrüßungsabend eingeladen haben. Lassen Sie mich ferner herzlich danken für die überaus freundlichen Worte, die Herr Geheimrat Finke vorhin zugunsten unserer Stadt Worms gesprochen hat. Ich freue mich, daß es mir heute durch Ihre freundliche Einladung möglich ist, Sie namens der Stadtverwaltung und namens unserer katholischen Bewohner auf das herzlichste in unseren Mauern zu begrüßen. Die Görres-Gesellschaft ist ja auf das innigste mit dem Rhein verbunden. Görres selbst war ein Kind unseres großen deutschen Stromes. Am Rhein ist die Görres-Gesellschaft gegründet worden. Der erste Vorsitzende war vom Rhein. Görres selbst hatte Beziehungen zu der Stadt Worms gehabt; denn er hatte in einer Weise, die von jedem anerkannt wird, auf die traurige Vernichtung der Taufkirche vor dem Dom hingewiesen, die wir heute in dem Vortrag über die Stadt Worms und ihre Vergangenheit gesehen haben. So sind die Beziehungen von Görres und der Gesellschaft, die sich nach ihm nennt, zu dem Rheine sehr reich. Sie haben sich das Ziel gesetzt, die Wissenschaft in deutschen Landen zu pflegen. In der jetzigen Zeit des Egoismus und des Materialismus ist es ein wahres Glück und eine wahre Leuchte in dunkler Zeit, eine Gesellschaft in den Mauern zu bergen, die sich die Hebung der Wissenschaft, die Findung der Wahrheit auf allen Gebieten des menschlichen Wissens zur Aufgabe gestellt hat. Durch dieses Streben auf dem Gebiete des Wahren, auf dem Gebiete der Wissenschaft wird der Mensch hinausgehoben über die materiellen Plagen und Nöten. Und möchte es Ihnen gelingen in Ihrem Streben,

das ja so vieles Große und Schöne schon zutage gefördert hat, vorwärts zu schreiten und andere mitzureißen, um zu zeigen, daß es für des Menschen Glück noch andere Dinge gibt als nur die täglichen materiellen Sorgen und den Egoismus. Möge es Ihnen gelingen, die Werte mehr und mehr auch unserer Zeit zu zeigen, die, wie es heißt, nicht Motten und Rost verzehren und nicht Diebe vergraben und stehlen. Möge es Ihnen gelingen, zu zeigen, daß es für den Menschen auch unveräußerliche und unzerstörbare Werte gibt, die ihn glücklicher machen als der Hang am Materialismus. So begrüße ich Sie denn herzlich in unseren Mauern. Ich hoffe, daß es unserer Bewohnerenschaft gelingen wird, die Tage, die Sie hier verleben werden, recht freundlich zu gestalten. Ich hoffe sogar, daß es ihr gelingen wird, auch dem trockensten Gelehrten unter ihnen zu zeigen, daß hier eine Atmosphäre herrscht, in der auch Sie nicht trocken bleiben werden. Ich wünsche Ihrer Tagung einen reichen Erfolg und hoffe, daß Sie auch in späteren Tagen gern an den Aufenthalt in Worms und an die Stadt zurückdenken. Behalten Sie unsere Stadt in gutem Andenken; sie kann es gebrauchen.

Eine mit vielen liebenswürdigen Indiskretionen und ausgezeichnetem Humor gespickte Rede des Herrn Professors Dr. Krebs-Freiburg ging auf die sehr praktische Absicht hinaus, bei den Damen und Herren für die Görres-Gesellschaft zu werben. Er erwartete eine Million neuer Mitglieder, wenn in den vielen Vororten von Worms, denen er auch Frankfurt, Wiesbaden, Mainz, Darmstadt, Mannheim, Heidelberg, Ludwigshafen und ein Duzend andere Städte, und schließlich noch München und Berlin zurechnete, alle für die Wissenschaft erwärmten Frauen und Männer der Görres-Gesellschaft beitreten würden.

Nachdem Herr Staatsanwalt Diehl namens des Ortskomitees noch einige Mitteilungen über die Veranstaltungen der nächsten Tage gemacht hatte, ging die Versammlung in vorgerückter Stunde auseinander. Die Teilnehmer hatten schon jetzt die Gewißheit gewonnen, in Worms willkommen zu sein.

Der erste Verhandlungstag wurde durch ein feierliches Pontifikalamt im Dom eingeleitet. Die Kirche, insbesondere der Hochaltar, prangte in herrlichem Pflanzen- und Lichterschmuck. Kurz vor acht Uhr betrat der hochwürdigste Herr Bischof von Mainz, Dr. Ludwig Hugo, erwartet und geleitet von der Domgeistlichkeit, das Gotteshaus, um in feierlichem Zuge nach dem Hochaltar geleitet zu werden. Voran gingen in weißen Kleidern die Schülerinnen des Instituts der Englischen Fräulein. Hinter der Geistlichkeit schritt segnend der Herr Bischof. Die Kirche war von Gläubigen bis auf das letzte Plätzchen gefüllt.

Nachdem das herrliche „*Ecce sacerdos*“ von Thiele, vorgetragen durch den Domchor, verklungen war, begann das feierliche Pontifikalamt, wiederum begleitet und verschönt durch die Gesänge des Domchores.

Um 9^{1/2} Uhr nahm die erste Mitgliederversammlung im oberen Saale des Kasino ihren Anfang. Präsident von Grauert eröffnete dieselbe und bat den in der Versammlung erschienenen hoch-

würdigsten Herrn Bischof Dr. Hugo von Mainz, der Versammlung seinen Segen zu erteilen. Der Bischof gab in einer kurzen Ansprache der hohen Freude Ausdruck, daß die Görres-Gesellschaft in Worms tage. Er begrüße die katholischen Gelehrten als Diözesanbischof von Herzen in der alten Nibelungenstadt. Der Weg des katholischen Gelehrten sei oft ein recht schwerer: es sei ihm eine besondere Freude, der erlauchten Versammlung den bischöflichen Segen erteilen zu können. Die Versammlung empfängt dann kniend den bischöflichen Segen.

In seinem Eröffnungsvortrage¹⁾ kommt Präsident von Grauert auf die großen Säkularfeiern dieses Jahres zu sprechen, insbesondere gedenkt er des Dantejubiläums. Uebergehend zur Lage der Wissenschaft in heutiger Zeit, fordert Redner nicht nur Katholizität der Konfession, sondern auch Katholizität der Wissenschaft, d. h. allumfassende Kraft derselben auch über die Grenzen der Länder. Weiter gedenkt er der Jubiläen des hl. Dominikus und des hl. Petrus Canisius. In einer gewissen Parallelstellung zu diesen Geisteshelden, aber auch in einem gewissen Gegensatz stehen Joseph de Maistre und Joseph v. Görres, deren Leistungen vor allem vom Gesichtspunkte des Autodidakten gewürdigt werden müßten. Sowohl die Schriften de Maistres wie Görres' herrliche Werke haben seinerzeit die Gemüter ungeheuer erregt, Werke von gewaltigem Tiefinn, herrlicher Beredsamkeit und gründlicher Gelehrtenarbeit. Beide Männer sahen in der katholischen Kirche die höchste Autorität. Und doch läßt sich leicht ein Auseinandergehen bei beiden feststellen. Görres vertritt eine gewisse Gleichberechtigung zwischen Kirche und Staat, während Joseph de Maistre den unbedingten Primat des Papstes fordert und anerkennt. Die Kühnheit und die Konsequenz in Maistres Werke über die Gewalt des Papstes war so groß, daß seinerzeit die französische Regierung verbot, das Buch vom „Papste“ zu erwähnen, zumal die französische Kirche mit ihren gallikanischen Freiheiten besonders getroffen wurde. Redner geht dann auf Görres' Buch „Europa und die Revolution“ ausführlich ein. Insbesondere schilderte er die Verhältnisse zwischen Deutschland und Italien um 1820 einerseits und die damalige Konstellation zur übrigen Welt andererseits, vom Gesichtspunkte der Religion und des Katholizismus gesehen. Insbesondere betont Grauert die Stellung Englands zu Europa nach Görres' Auffassung, der die nachfolgenden Ereignisse in Europa vollkommen recht gegeben haben. Joseph de Maistre und Görres sind Vertreter des monarchischen Regierungssystems, der eine aus seiner Stellung als Patrizier, Görres als Monarchist aus Ueberzeugung. Trotz der Arbeit eines Görres ist die katholische Wissenschaft jener Zeit nicht in wünschenswertem Maße zur Geltung gekommen. Alte katholische Universitäten und Klosterbibliotheken wurden aufgehoben, und an die Universitäten wurden selten Dozenten katholischer Konfession in ausreichendem Prozentsatze berufen. Einzelercheinungen gegenüber Tatsachen, namentlich an bayrischen Hochschulen, bestätigen auch hier, wie so oft, die Regel. Zum Schlusse schildert Präsident v. Grauert die wissenschaftliche Arbeit der Görres-Gesellschaft im In- und Ausland, insbesondere aber das Wirken des unvergessenen Präsidenten Grafen v. Hertling, der mit geradezu vorbildlichem Fleiß und katholischem Eifer für die Wissenschaft innerhalb und außerhalb der Görres-Gesellschaft gearbeitet habe. Im Geiste lege er auf seinem Grabe die Palme des Friedens nieder. Nach der Katastrophe, die über das Vaterland hereingebrochen ist, steht der katholische Gelehrte vor der Frage, was zu tun sei. Vor allem weiterarbeiten im Dienste der Wissenschaft. Es sind schon Anzeichen für eine neue Einigung der katholischen Wissenschaft auf internationaler Grundlage vorhanden. Die katholischen deutschen Gelehrten wollen alle ihre Kräfte einsetzen, um das

¹⁾ Derselbe wird vollständig und erweitert im ersten Vereinsheft 1922 erscheinen.

deutsche Volk geistig neu aufzurichten, getreu dem Grundsatz, daß Leben arbeiten heißt. Das katholische deutsche Volk wird sich vom Geiste der Wissenschaft durchdringen lassen, und es wird auch bereit sein, für seine Wissenschaft Opfer zu bringen.

Darauf erstattet der Generalsekretär Prof. Kademacher = Bonn den Jahresbericht, wobei er betont, daß die Görres = Gesellschaft unter der Not der Zeit leide, wenn der Geschäftsbericht auch nicht gerade unbefriedigend zu nennen sei. Er referiert im einzelnen über Einnahmen und Ausgaben, die Graf = Hertling = Stiftung, und gedenkt der Toten des Jahres. Er kennzeichnet dann die umfangreichen neuen Aufgaben, berichtet über die für das innere und äußere Leben der Gesellschaft bedeutsamen Ereignisse und Tatsachen und äußert sich zum Schluß über die guten Beziehungen der Görres = Gesellschaft zum „Verbande der Vereine katholischer Akademiker zur Pflege der katholischen Weltanschauung“, von dessen soeben beendeter Generalversammlung in Bonn er Grüße überbringt. Auf Antrag von Prof. Schreiber = Münster, der als Revisor des Jahresberichtes bestellt worden ist, wird dem Generalsekretär mit dem Ausdrucke des Dankes für seine Mühewaltung Entlastung erteilt.

Der für die Werbearbeit bestellte Geschäftsführer des Generalsekretariates, Dr. Schumacher = Bonn, wendet sich gegen gewisse immer noch bestehende Vorurteile gegenüber der Görres = Gesellschaft, als sei sie eine exklusive Gesellschaft, in der nur Gelehrte Mitglieder sein könnten, und richtet einen Appell an die Mitglieder, doch in allen Kreisen für die Görres = Gesellschaft zu werben, von innen nach außen; dann werde sie groß und stark werden. Sie sei doch der Sammelpunkt der katholischen deutschen Wissenschaft.

Prof. Naegle von der deutschen Universität in Prag überbringt die Grüße seiner deutschen Landsleute, wobei er die Not der katholischen Wissenschaft in Deutsch = Oesterreich und in der Tschecho = Slowakei schildert. Der kulturelle Anschluß an das Deutsche Reich sei für die Grenzland = deutschen unbedingte Notwendigkeit. Bisher habe man in Deutschland noch kein genügendes Verständnis für diese Notwendigkeit. Redner bittet den Vorstand, zu erwägen, wie man mit der Oesterreichischen Geogeseellschaft zu einer erspriesslichen Einigung kommen könne.

Auf Vorschlag des Reichstagsabgeordneten Prof. Schreiber = Münster gelangt dann folgende Entschliebung einstimmig zur Annahme:

Bei dem Wiederaufbau des deutschen Volkes und Landes fällt der deutschen Wissenschaft eine bedeutsame Mitwirkung zu. Die Erhaltung der deutschen Wissenschaft ist aber durch die schwere Wirtschaftslage stark bedroht. Gleichwohl ist es die ernsteste Pflicht des Reiches, der Länder, der Gemeinden und der deutschen Gesamtbevölkerung, das hl. Feuer der Wissenschaft zu hüten. Auch an das katholische Volk ergeht von der Görres = Gesellschaft, welche den Zweck hat, im katholischen Deutschland wissenschaftliches Leben nach allen Richtungen zu wecken und zu fördern, der Aufruf, der Notlage der Wissenschaft ernsteste Auf =

merksamkeit zu schenken. Mehr denn je bedarf die Görres-Gesellschaft der tatkräftigen Unterstützung zur Erhaltung und zum Ausbau ihrer Zeitschriften, Forschungseinrichtungen, Arbeitsaufgaben und zur Förderung des akademischen Nachwuchses. Die Görres-Gesellschaft ersucht darum dringend im Sinn eines Notsignals und Notrufs um die moralische und geldliche Unterstützung und Mitwirkung aller katholischen Kreise der Geistesarbeiter und der Handarbeiter im Zeichen eines umfassenden katholischen Gemeinschaftsfinnes.

Dann wird mit Rücksicht auf eine notwendige Vorstandssitzung die Beratung auf Mittwoch Vormittag vertagt. Während dieser Vorstandssitzung fand für die übrigen Mitglieder eine Führung durch das Paulusmuseum statt, welche die Herren Direktor Dr. Grill und Dr. Illert übernahmen.

Der Nachmittag war von drei Uhr ab den Sektionsitzungen gewidmet.

In der Historischen Sektion, welche unter der Leitung des Geheimrats Finke im oberen Saale des Kasino tagte, hielt zunächst Geheimrat Alons Schulte-Bonn einen Vortrag über „Das Geistesleben der mittelalterlichen deutschen Kaufmannschaft“, in welchem er nach neuen und bisher ungedruckten Quellen seine Hörer einen Einblick tun ließ in ein noch wenig erschlossenes Gebiet mittelalterlicher Kultur¹⁾. Er führte aus:

Vor zwölf Jahren wurde ein höchst bedeutender Fund durch den Archivdirektor Geheimrat Obser in Karlsruhe gemacht, ein Fund, dessen Bedeutung der Redner mit der der Papyri Aegyptens verglich. Jener große Fund in den Archiven des Prinzen Max von Baden betrifft das größte Handelshaus vor dem Auftreten der Fugger, die Handelsgesellschaft in Ravensburg in Oberschwaben. Dieses Großunternehmen der Reichsstädte Oberschwabens und der Schweiz hat von 1380 bis 1500 trotz aller Krisen sich behauptet. Dieser Fund brachte der Wissenschaft zum erstenmal eine so reiche Ueberlieferung, daß für fünf Jahre das Getriebe dieser Gesellschaft genau festgestellt werden kann; aber auch für andere Zeiten sind wertvolle und eigenartige Quellen vorhanden. Bei der großen Bedeutung hat die bei der bayrischen Akademie der Wissenschaften begründete historische Kommission die Herausgabe des drei Bände umfassenden Werkes übernommen, dessen Druck bereits begonnen hat. Der Redner trug Stücke der Papiere in ihrer herrlichen Sprache den Zuhörern vor, so einen gemütsreichen Brief eines vor der Pest aus Genua geflüchteten Kaufmannes an seine Ehefrau daheim. Längere Ausführungen widmete der Redner der Kaufmannssprache. Es schlossen sich an die Ausführungen über die Erziehung der mit vierzehn Lebensjahren in die Ferne gebrachten Lehrlinge und der heranwachsenden Gesellen. Ein köstliches Bild gewährt das Rechnungsbüchlein eines Memminger Patriziersohnes, der jede Ausgabe buchte, jede Beche, jedes Bad, jedes Beichtgeld, die Ausgabe für den Nagel in seiner Nürnberger Kammer, an den er seinen Hut hängte, und für die Turkeltaube, die er unter dem Ofen, und für die Hirsekörner, mit denen er sie fütterte: ein scheinbar unbedeutendes Heft, und doch ist dieses genaue Verzeichnis des Lebensunterhaltes eines genau bekannten Mannes geeignet, als Grundlage für die Feststellung der Kaufkraft des Geldes um 1470 im Vergleiche mit heute zu dienen. Redner streifte die einzigartigen

¹⁾ Der Vortrag wird in Bälde erscheinen in einer größeren Veröffentlichung Schultes über die „Geschichte der großen Ravensburger Handelsgesellschaft (1380—1530)“ bei der Deutschen Verlagsanstalt Stuttgart.

Schriftsätze, die die Leitung für die Rechnungstage (Generalversammlungen) aufstellte; sie führen in das feinste des Gefüges der Gesellschaft ein. Er berührte nur kurz die erweiterte Kenntnis der zweihundert Artikel, die die Gesellschaft führte, ihrer Posten wie ihrer Preise. Ein höchst anziehender Abschnitt war der über das Verhältnis der Kaufleute zur Kunst; dann der über die Stellung der Gesellen und der Gesellschaft zum religiösen Leben. Zum Schluß erörterte er die Verdienste einzelner Gesellen um die Einführung der größten deutschen Erfindung, der Buchdruckerkunst, in Spanien.

In der gleichen Sektion sprach Prinz Johann Georg von Sachsen über „König Johann von Sachsen als Danteforscher“. Als der berufenste Interpret seines Großvaters konnte er sich dabei auf authentische und weiteren Kreisen unzugängliche Quellen und Traditionen stützen.

König Johann kannte bis zu seinem 20. Lebensjahre Dantes Werke gar nicht. Am 21. November 1821 kaufte er in Pavia die Divina Comedia in der Uebersetzung von Biagioli. Das bedeutet den Anfang seiner Studien. Das Buch wurde die Grundlage seiner Arbeit. In Pisa lernte er den Fren Johann Treffe kennen, der ihm später seinen Kommentar schickte. Die Uebersetzungsarbeit begann spätestens 1825. Im Juni 1827 waren die 10 ersten Gesänge des Inferno fertig. Auf Rat des Geh. Legationsrates Breuer gab er sie als Manuskript heraus und wählte als Autornamen Philalethes. 1828 erschienen die Gesänge im Druck und fanden allgemeinen Beifall. Sofort machte er sich an die Uebersetzung der 24 weiteren Gesänge. In dieser Zeit liegt ein Versuch zur gereimten Uebersetzung, die Johann gleich wieder aufgab. Das Inferno erschien als Manuskript 1833. Schon vorher begann der König die Uebersetzung des Purgatorio, die er 1836 beendigte. 1839 erschien das Inferno im Buchhandel, das Purgatorio folgte 1840, das Paradiso 1849. Eine zweite Auflage erschien 1866. Zur Begutachtung seiner Arbeit hatte Johann einen Kreis von Dichtern und Gelehrten, dem er den Namen Academia Dantesca gegeben. Ferner trat er in Verkehr mit vielen Gelehrten, wie Alexander von Humboldt, Alfred von Reuvel und Ernst Plater. Viel wichtiger sind seine eigenen Forschungen. Eingehend hat er sich mit der Geschichte Italiens beschäftigt. Am bedeutendsten sind die Forschungen auf dem Gebiete der philosophischen und theologischen Scholastik. Hier gehörte er zu den Bahnbrechern. Anregungen sind ihm nicht von Ozanam und Baumgarten-Briefius her gekommen. Seine Studien liegen vor deren Büchern. Die erste Notiz über Thomas stammt aus dem Jahre 1829, die ersten Anregungen vielleicht von Treffe. Die Hauptstudien zu Thomas liegen in der Zeit nach 1830, die zu Albertus Magnus und den anderen Scholastikern in der ersten Hälfte der 40er Jahre. Johann wurde schon zu seinen Lebenszeiten als größter Danteforscher gefeiert. Als Beweise werden angeführt U. teile von Döllinger, einem Franzosen und dem Amerikaner Tenor. Es ist zu erwarten, daß auch noch die Zukunft zu dem Kommentar von Philalethes greifen wird.

In der gleichzeitig im Turnsaal der Englischen Fräulein unter dem Vorsitz von Geheimrat Baumgartner-Breslau tagenden Philosophischen Sektion sprach Prof. Grunwald-Regensburg über „Bedeutung und Aufgabe der Pädagogik in der Gegenwart“.

Da die Erziehung zwar nicht allmächtig, aber auch nicht ohnmächtig, sondern mächtig ist, hat auch die Erziehungswissenschaft eine große Bedeutung, und zwar nimmt ihre Wichtigkeit in dem Maße zu, wie die Lebensbedingungen bei der wachsenden Zahl der Menschen schwieriger und die Kulturverhältnisse verwickelter werden. Einer den Bedürfnissen der Gegenwart angepaßten Pädagogik kommt für das seelische Leben jene Bedeutung

zu, die die auf den Naturwissenschaften aufgebaute Technik und die Medizin bereits erlangt haben. Es ist ein Unglück für die Menschen gewesen, daß die Pädagogik mit der Entwicklung der anderen Wissenschaften nicht gleichen Schritt gehalten hat wegen der völlig unzureichenden Vertretung, die sie bis zur Stunde auf den Universitäten findet. Auch die wissenschaftliche Not der Gegenwart kann es nicht rechtfertigen, daß man noch immer mit großer Zaghastigkeit an die Errichtung von Pädagogikprofessuren an den Hochschulen herantritt, obwohl man ihre Notwendigkeit jetzt allgemein erkannt hat. Hätte man auf dem von Pestalozzi gelegten Grunde mit Eifer weitergebaut, so ständen wir heute nicht vor dem sozialen Bankerott. So traurigen Erscheinungen im Völkerverleben gegenüber hat die Pädagogik zunächst die Aufgabe, das Seelenleben des Kindes und des Jugendlichen bis zur Vollreife nach den typischen Verschiedenheiten aufs genaueste zu erforschen, womit die sogenannte experimentelle Kinderpsychologie erst vor wenigen Jahrzehnten begonnen hat. Da man aber mit Experiment, Fragebogen und Statistik niemals bis zu den Tiefen der Seele gelangt, muß die Intuition hinzutreten, d. h. die auf Einfühlung beruhende planmäßige Beobachtung, wie sie — meistens freilich nur in bezug auf die Erwachsenen — die Dichter üben, um sich das Material für ihre Werke zu verschaffen. Soll indessen die Pädagogik nicht dabei in den sonst überwundenen Psychologismus verfallen, so muß sie sich bewußt bleiben, daß alle Erziehungsfragen letzten Endes auf Fragen der Weltanschauung zurücklaufen, daß ohne Wert- oder Kulturphilosophie keine philosophische Pädagogik möglich ist, wie die theologische Pädagogik oder Katechetik die Dogmatik, Moraltheologie und Liturgik zur selbstverständlichen Voraussetzung hat. Als eine dringende Aufgabe der Pädagogik in der Gegenwart müssen wir darum eine „Einleitung in die Pädagogik“ ansehen, die zu zeigen hat, daß keine philosophische Richtung ohne Beziehung ist zu pädagogischen Fragen und wie sich jede in der Pädagogik auswirkt. Eine auf diese Weise mit wissenschaftlicher Gründlichkeit vorgehende Pädagogik wird nach und nach immer besser die Wege zeigen können, auf denen man die Menschheit ihrer nur durch Selbstbeherrschung und Einordnung des einzelnen erreichbaren Bestimmung entgegenführt, wie die auf den Universitäten so gut vertretene Naturwissenschaft bereits zu einer erstaunlichen nur durch Unterordnung unter die mühsam festgestellten Naturgesetze erreichten Verwertung der Naturkräfte geführt hat.

Im Anschluß an das Thema des voraufgehenden Vortrags legte nunmehr Prof. Engert-Dillingen seine Gedanken „Zur Psychologie und Pädagogik der religiösen Begriffe“ dar:

Die religiöse Welt kommt zu uns als eine Welt eigener Realitäten und Gesetze. Die besondere Vermittlung durch Inspiration und Offenbarung entzieht sich der schulischen Aufgabe. Aber das religiöse Leben gewinnt auch Wirklichkeit in Begriffen, und diese haben eine dreifache Art von Objekten zum Inhalt: Gegenstände äußerer oder sinnfälliger Erfahrung, Gegenstände innerer Erfahrung und transzendente Objekte.

1. Begriffe äußerer Erfahrung. Ueber den psychischen Mechanismus bei deren Aneignung sagt uns die experimentelle Begriffsforschung: der „Gedanke“ (Bühler) oder das „Wissen, daß . . .“ ist das psychische Urelement des Begriffes, die Abstraktion oder das Loslösen eines oder mehrerer Merkmale vom Gegenstand und die Uebertragung auf andere die elementare psychische Funktion, welche die Beziehung herstellt zwischen Merkmal, Wort und Gegenstand. Die Vorstellungen aber sind nur dienende Grundlagen des Prozesses; sie sind nur lückenhaft, unsicher, und können im vorgerückten Stadium des Begriffserlebnisses auch ganz fehlen. So erklärt sich die Unsicherheit der Begriffsinhalte beim Schulkinde, das bloße Wortwissen und die Mangelhaftigkeit des Denkinhaltes. Die volle Sinnvergegenwärtigung tritt ein, wenn die Sachvorstellungen geklärt, berichtigt und in

der Wortbedeutung fest assoziiert sind. Vortragender zeigt dies am Begriff „Kirche“ = Gotteshaus.

2. Die Begriffe innerer Erfahrung beziehen sich auf solche Objekte, welche wir innerlich und unmittelbar mit Ichbestimmtheiten an uns erfahren, z. B. Reue, Glauben, Lieben. Gerade in dieser inneren Erfahrungsmäßigkeit liegt das Unsichere und Schwankende ihrer Erfassung und pädagogischen Vermittlung begründet. Sie entstehen aber auf dieselbe Weise wie die Begriffe äußerer Erfahrung: die Abstraktion löst eine Reihe „wesentlicher“ Merkmale aus der Gebundenheit an die Einzelerfahrung los und vereinigt sie zu einem logischen Ganzen. Die volle Sinnvergegenwärtigung geschieht durch das möglichst volle Erleben der durch den Begriff gedeckten inneren Vorgänge. Ihre Regel und den Prüfstein ihrer Richtigkeit gewinnen sie an den Erlebnissen geschichtlicher Personen, (bei den religiösen Begriffen insbesondere) der Offenbarungsträger.

3. Die transzendenten Begriffe haben solche Objekte zum Inhalt, welche wir entweder nur durch Schlußfolgerung oder durch unmittelbare Einwirkung Gottes kennen lernen. Diese Begriffe unterliegen naturgemäß am meisten der Gefahr, bloßes Wortwissen und einfache Tradition zu werden. Ihre Bildung vollzieht sich logisch auf dem Wege des Ursachenschlusses, psychologisch vom Zusammenhangs- oder Ursachenuurteil her, das im Kinde sich schon ziemlich früh geltend macht. Gegenüber der Kompliziertheit dieser Erkenntnis wirkt die Offenbarung durch die lebendige Darbietung einer Sachgrundlage für diese Begriffe wieder im Erleben der Offenbarungsträger und der Deutung desselben durch das unfehlbare, durch Schrift und Tradition gestützte Lehramt der Kirche.

Daraus folgt die pädagogische Regel: diese Sachgrundlage muß dem Kinde gegeben und assoziiert werden durch möglichstes Einfühlen in das Erlebnis des Offenbarungsträgers; sie muß dem Kinde gedeutet werden bis zur möglichen Sinnvergegenwärtigung und Fixierung durch den dogmatischen Begriff, doch so, daß das Einleben in den Geist und das Sacherlebnis des Offenbarungsträgers die Hauptsache bleibt.

Die Pädagogik hat bei ihrer Arbeit vor allem die religiösen Entwicklungsstufen des Kindes zu berücksichtigen. Auf der Vorschulstufe zeigt sich große Empfänglichkeit für Handlungen und Willensäußerungen, für Gefühle und eine Reihe von Vorstellungen, welche sich auf eine jenseitige Welt beziehen. Diese müssen in einfachster Form gepflegt werden, sollen nicht wertvollste Anlagen des Kindes verkümmern. In der schulischen Entwicklung sind wieder zwei Stufen zu unterscheiden: die Stufe der Anschaulichkeit und Phantasie, sowie jene von der historisch-anschauenden Analyse zur begrifflichen Synthese. Auf der ersteren nimmt das Kind eine Reihe besonders sinnfälliger Vorstellungen auf, verwertet sie aber weiter in phantastisch-märchenhafter Form. Auf der anderen Stufe hat das Kind große Teilnahme für geschichtliche Ereignisse und Personen, strebt aber auch nach begrifflicher Zusammenfassung und Systematik. So müssen beide Ziele auch auf getrennten Wegen, aber in ständiger Bezugnahme aufeinander verfolgt werden, und es ergibt sich Trennung des Katechismus- vom Bibelunterricht.

Auf der 3. Entwicklungsstufe, im Reifungsalter, strebt der Zögling in reflektierender Weise nach logischer und sachlicher Korrektheit, nach Zusammenfassung aller Erkenntnisse im System, mit einfachen klaren Grundlinien; noch intensiver nach Verkörperung in einem religiösen Herois, der im ausgezeichneten Sinn nur Christus sein kann. Daher wird hier die Reinigung und Klärung der aus dem Kindesalter überkommenen Vorstellungen von entscheidender Bedeutung, bis zum wissenschaftlichen Begriff, welche zur Stütze der sachlichen Inhalte dient. Noch wichtiger ist die persönliche Darbietung des religiösen Lebensinhaltes in einem wirklichkeitsstreuen, groß und erhaben gezeichneten Christusbild ausgehend von den seelischen Notwendigkeiten und Fragen des Jugendlichen bis zum Ziel, dem in Christus vollendeten Menschen.

Die Didaktik ist die schultechnische Auswertung der gefundenen pädagogischen Ergebnisse. Der Vortragende gab sie in Anweisungen zu Formalstufen des Unterrichts.

In der Sektion für Altertumskunde, welche unter dem Vorsitz von Prälat Prof. Kirsch-Freiburg (Schweiz) im Zeichensaal der Englischen Fräulein beisammen war und der auch der hochwürdigste Herr Bischof Hugo beizohnte, behandelte Prof. Kalt-Mainz die „Siraelitische Kleinkunst“¹⁾.

In das klassische Altertum führte die Teilnehmer Prof. Drexler-Würzburg mit seinem Thema „Die Demostheneslegende in alter und neuer Zeit“.

Es ist eine merkwürdige Tatsache, daß in den modernen Darstellungen des Demosthenes und seiner Zeit die Quellenfrage der Ueberlieferung nur eine verhältnismäßig bescheidene Rolle spielt. Redner macht den Versuch, die gesamte, freilich nur in Trümmern erhaltene antike Tradition über das Leben und Wirken des Staatsmannes und Redners entwicklungsgeschichtlich zu betrachten und so die Entstehung, damit aber auch den geschichtlichen Wert der einzelnen Ueberlieferungen klarzulegen. Dabei ergaben sich deutlich zwei bezw. drei Richtungen der Tradition. Die eine, die den Demosthenes vorwiegend als Staatsmann betrachtet, vorzugsweise also in der Geschichtsschreibung vertreten ist, hat die Oberhand, solange noch eine persönliche Erinnerung an ihn lebendig war. Sie ist in der Hauptsache ungünstig, ja feindlich, offenbar unter dem Eindrucke nicht nur politischer Antioathien und der unleugbaren politischen Mißerfolge jenes „Zusammenbruchspolitikers“, sondern auch der Skandalaffären, die sich durch sein Leben hinzogen und der von seinen Gegnern über ihn verbreiteten persönlichen Verdächtigungen. Ein ausgesprochen günstiges Urteil über Demosthenes in der zeitgenössischen Literatur (Ephoros, Androtion, Maximenes u. a.) und auch noch in der Generation nach ihm (Demetrios von Phaleron, Alexandergeschichte usw.) besitzen wir nicht. Demgegenüber ist demosthenesfreundlich, ja panegyrisch die andere Richtung, die den Redner in den Vordergrund stellt. Diese Richtung ist die jüngere; sie taucht erst nach den Zeiten eines Aristoteles und Theophrast, in der übernächsten Generation nach dem Tode des Redners, auf (durch Hieronymus von Rhodos und Kleochares von Myrlea), um sich sogleich auch mit der Apologie der politischen Demosthenes-Legende zu verbinden, die etwa in der gleichen Zeit feste Form angenommen hat (durch den Neffen des Demosthenes Demochares). Unmittelbar neben ihr her geht noch die romanhafteste, mit allerhand unglaublichen Anekdoten ausgestaffierte Behandlung des Demosthenes-Lebens durch die peripatetische Biographie (Idomeneus, Hermippos, Sauros), die im Leben des bekannten Staatsmannes vor allem einen amüsanten Romanstoff sucht. Die Erfindungen dieses D.-Romans lassen sich noch bei Plutarch und in den ganz späten Lebensgeschichten des Demosthenes aus dem des Altertums und der byzantinischen Zeit (Ps.-Plutarch und Photios, Libanios und Zojimos, Suidas und Tzetzes) deutlich erkennen. Im späteren Altertum ist das rhetorische D.-Bild und damit die apologetische D.-Legende zur Herrschaft gelangt, weil vom 2. Jahrh. v. Chr. an zunächst im Griechentum (Hermagoras, rhodische und athenische Schule), dann auch bei den Römern die Rhetorik wieder zu einer lebendigen Macht geworden ist, die im Attizismus, dann in der 2. Sophistik literarisch tonangebend wurde. Die Panegyrik feierlicher Schulreden ist heute noch auf den gleichen Ton gestimmt, dessen die kritische

¹⁾ Der Vortrag ist in der gegenwärtigen Vereinschrift (S. 18) im Wortlaut veröffentlicht.

Geschichtsschreibung überdrüssig geworden ist. Maßgebend für diese können nur die Urteile der zeitgenössischen Geschichtsschreibung über D. sein, die nach Möglichkeit an der Hand der eigenen Äußerungen, aber auch der seiner rednerischen Gegner (Mischines, Hypereides, Deinarch, Pytheas) kritisch, nicht apologetisch geprüft werden müssen. Das Gesamtergebnis wird von dem in der „Alten Advokatenrepublik“ dargelegten nicht merklich verschieden sein.

Die Sektion für Rechts- und Sozialwissenschaft war mit dem Vortrage des Privatdozenten Dr. Breuer-Köln vertreten, welcher „Kriegsfolgen und Bevölkerungsstruktur“ behandelte. Der Vortrag bedarf zu seiner Veröffentlichung, wie der Verfasser mitteilt, noch der Heranziehung amtlichen Materials.

Die Sektionsitzungen erfreuten sich eines starken Besuches. Wer die früheren Generalversammlungen mit den beiden letzten vergleicht, wird überhaupt in dieser Richtung einen erfreulichen Fortschritt feststellen können. An die Vorträge schloß sich meist eine Besprechung an. Die besonderen Angelegenheiten der einzelnen Sektionen wurden ebenfalls hier verhandelt.

Die liebenswürdige Drohung des Herrn Oberbürgermeisters von Worms, er hoffe ein Milieu zu schaffen, in dem auch der trockenste Gelehrte nicht trocken bliebe, hat sich bewahrheitet. Am Dienstagabend erfolgte nämlich die Besichtigung der Kellereien der Weltfirma Langenbach. Pünktlich und fast vollzählig waren alle zur Stelle, als es hinabging in den Schacht, um die Geheimnisse der Welt da unten zu ergründen, wo in langen Gängen links und rechts in nimmer enden wollender Zahl die großen Fässer aufgestellt waren. Nach der Besichtigung folgte in der oberen Halle das Symposion, bei dem nicht weniger als sieben Kostproben köstlicher Marken — ich will sie lieber hier nicht nennen — gereicht wurden. Herr Alfred Langenbach begrüßte die Erschienenen und begründete seine Einladung damit, daß, wer den Rhein und seine Menschen verstehen wolle, auch seinen Wein kennen lernen müsse. Einer der mehreren Redner des Nachmittags machte den Vorschlag, künftig nur in solchen Orten noch zu tagen, die über Kellereien verfügen, und außerdem die Vorstandssitzungen nur in solchen Kellern abzuhalten! Unter den schönen Erinnerungen, welche die Gäste von Worms mit in die Heimat nehmen, wird der Besuch der Langenbachschen Weinkellereien die fröhlichste sein.

Am Dienstagabend — die Weinprobe hatte länger, als programm-mäßig festgelegt war, gedauert (!) — traf man sich zu einem zwanglosen Zusammensein im Rheinkaffee. Für einen kleineren Kreis von Mitgliedern war aber auch dieser Abend noch sehr ernstern Besprechungen gewidmet. Es handelte sich um die Frage der Pflege der Auslands-

beziehungen. Das Ergebnis der Beratungen ist in dem oben (S. 55) mitgeteilten Aufrufe niedergelegt.

Altem Brauche gemäß gedachte die Görres-Gesellschaft Mittwochvormittag in der herrlichen Liebfrauenkirche ihrer Toten. Die Mitglieder sowohl wie zahlreiche Gläubige füllten die Kirche bis auf den letzten Platz. Altar und Chor trugen Trauerschmuck. Das Requiem hielt unter großer Assistenz der hochwürdigste Herr Abt von Metten. Der Trauergottesdienst wurde durch den feierlichen Gesang des Kirchenchores unter Leitung des Herrn Seiß verschönt.

Nach dem Requiem begaben sich die Teilnehmer wieder zum Kasino, wo die am Dienstag abgebrochene Mitgliederversammlung fortgesetzt wurde. Präsident von Grauert eröffnete die Sitzung. Dann wurde sofort in die Verhandlungen eingetreten.

Prälat Dr. Stephan Ehses berichtet über das Römische Institut,

das im vergangenen Jahre nicht untätig gewesen sei. Insbesondere sind die Veröffentlichungen fortgesetzt worden. Band 19 ist erschienen, und der 20. Band befindet sich in Vorbereitung. Die vatikanischen Forschungen über die Verwaltung der päpstlichen Kammer in Avignon wurden ebenfalls fortgesetzt. Das vor zwanzig Jahren begonnene „Concilium Tridentinum“, von dem sechs Bände erschienen sind, liegt im siebten Band im Manuskript nahezu vollendet vor. Allerdings ist der Druck infolge der enormen Kosten vorerst unmöglich. Die nötige Summe beläuft sich auf rund 250 000 Mark. Durch die freundliche Unterstützung mehrerer deutschen Bischöfe kann das Werk aber vielleicht doch noch erscheinen, wenn die Görres-Gesellschaft selbst größere Mittel nicht verweigert¹⁾.

Geheimrat Baumgartner-Breslau hält die Weiterführung des Philosophischen Jahrbuches für unbedingt notwendig.

Dem Bischof von Meißen, Dr. Schreiber, dankt er für seine eifrige und liebevolle Redaktionsführung, welche eine bedeutende Erhöhung der Abonnementsziffer zur Folge hatte. Redner bespricht dann die beabsichtigte Arbeit der pädagogischen Unterabteilung.

Für die juristische Sektion gibt Geheimrat Prof. Beyerle den Jahresbericht.

Die Sektion wird ihre Veröffentlichungen wieder aufnehmen. Eine gewaltige Aufgabe ist die Neuauflage des „Staatslexikons“, das völlig neu bearbeitet werden soll. Das Werk soll vier Bände umfassen und eine wesentliche Erweiterung in den Artikeln erfahren.

Dr. Sacher-Freiburg berichtet über seine vorbereitenden Arbeiten für das „Staatslexikon“, das völlig neu gestaltet werden müsse.

Es ist eine moderne Einstellung auf die sozialen und kulturellen Aufgaben der Zeit notwendig. Das Staatslexikon soll Wegweiser sein für Führer und Unterführer; es soll den geistigen Neuaufbau pflegen. Redner gibt dann einen kurzen Ueberblick über die zur Behandlung kommenden Themen. Die Form soll völlig gleichgestellt werden mit den Forderungen heutiger lexikalischer Technik. Es soll ein praktisches Nachschlagewerk auf gelehrter Grundlage werden.

¹⁾ Unterdessen hat die Frage der Veröffentlichung dieses Bandes, wie oben (S. 52) berichtet, eine glückliche Lösung gefunden.

Es wird für alle allgemeinen Fragen, nicht nur für die Finanzierung des Werkes, eine vorbereitende Kommission gebildet.

Prof. Konen=Bonn entwirft ein Bild der künftigen Arbeit der naturwissenschaftlichen Sektion.

Das Gebiet dieser Sektion sei so mannigfach, daß eben nur positive wissenschaftliche Leistungen die Sektion innerhalb der Görres-Gesellschaft berechtigt erscheinen lassen. Die Naturwissenschaften nähmen leider im wissenschaftlichen katholischen Leben noch nicht den Platz ein, der ihnen zweifellos gebühre. Wenn die Sektion zu positiver Arbeit kommen soll, müssen die Ziele erreichbar sein. Dazu gehört vor allem eine gewisse populäre Kenntnis. Das aktive Interesse müsse gefördert werden. Organisatorisch sollen sich Naturwissenschaftler aller Richtungen in der Sektion zusammenfinden.

Die Ausführungen des Redners werden durch Baumgartner und P. Wasmann unterstützt. Auf Vorschlag des Präsidenten wird Prof. Konen zum Vorsitzenden der naturwissenschaftlichen Sektion ernannt.

Prälat Prof. Kirsch=Freiburg schildert anschaulich die publizistische Arbeit der Sektion für Altertumskunde.

Das Institut zur Erforschung des christlichen Orients in Jerusalem konnte wegen Geldmangels seine Tätigkeit noch nicht aufnehmen. Vielleicht ist das im Laufe des Jahres wenigstens teilweise möglich. Redner regt sodann die Unterstützung der bildenden Kunst an und schlägt dabei die Herausgabe eines Jahrbuches auf wissenschaftlicher Grundlage über dieses Gebiet vor.

Prof. Nikel=Breslau berichtet für die Kommission, der die Erforschung der Kultur des slavischen Ostens obliegt.

Schließlich referiert noch Geheimrat Prof. Finke=Freiburg über die Tätigkeit der Historischen Sektion.

Die Historie muß sich künftig mehr mit der Literatur- und Kunstgeschichte vereinigen, wenn sie des Interesses nicht entbehren soll. Das Historische Jahrbuch erscheint wieder regelmäßig.

Prof. Schreiber=Münster betont die Notwendigkeit, sich mit der russischen literarischen Bewegung, die augenblicklich eingesetzt habe, auseinanderzusetzen.

Prof. Schnürer=Freiburg (Schweiz) gibt die Anregung, einer literarischen und ästhetisch-künstlerischen Sektion näherzutreten.

Prof. Schreiber=Münster schlägt dann die Annahme folgender Resolution vor, deren Inhalt er ausführlich begründet:

„Auf Grund langjähriger internationaler wissenschaftlicher Beziehungen ist die Görres-Gesellschaft der Auffassung, daß gemeinsame Arbeit auf den Gebieten der Wissenschaft und der christlichen Kultur eines der unentbehrlichsten Mittel zur Annäherung der Völker bedeutet. Sie erklärt ausdrücklich, daß sie auch heute an der Ueberzeugung festhält und keine in redlicher Absicht gebotene Annäherung zurückweisen wird. An die Mitglieder ergeht das Ersuchen, in dieser wichtigen Sache bei sich bietender Gelegenheit Fühlung mit dem Vorstande der Gesellschaft zu halten“.

Die Resolution wird von der Versammlung beifällig aufgenommen.

Um 12 Uhr mußte wiederum eine Vorstands- und Beirats-sitzung abgehalten werden, um das noch übrige allzureich besetzte Beratungsmaterial und die Anträge zu erledigen. Erst um 2 Uhr ging dieselbe zu Ende. Währenddessen fanden wieder Führungen durch den Dom und die Stadtbibliothek statt, auf welche die Vorstands- und Beiratsmitglieder auch heute leider verzichten mußten.

Um 2^{1/2} Uhr versammelten sich wieder die Sektionen zu ihren Vorträgen und Diskussionen.

In der Historischen Sektion sprach Prof. Buschbell-Krefeld „Zur Charakteristik des Kardinals Bellarmin (anläßlich seines 300. Todestages)“. Der Vortrag ist im gegenwärtigen Vereinsheft 1921 III abgedruckt¹⁾.

Darnach folgten die Ausführungen des Privatdozenten Dr. Mohler-Münster i. W. über „Die Wiederbelebung des Platonstudiums in der Zeit der Renaissance durch Kardinal Bessarion“ im Anschluß an literarische Funde. Der Wortlaut ist ebenfalls oben wiedergegeben²⁾.

In der Philosophischen Sektion sprachen heute Geheimrat Baumgartner-Breslau über „Dantes Stellung zur Philosophie“, Prof. Weingärtner-Mainz über „Psychologie und Okkultismus“. Da der erstere der Vorträge bereits im Dante-Heft (Vereinschr. 1921 II, S. 48—71) veröffentlicht ist, soll nur die kurze Inhaltsangabe des letzteren hier folgen:

Die okkulten Phänomene haben in der jüngsten Zeit soviel einwandfreie Bestätigung erfahren, daß an ihrer Tatsächlichkeit nicht mehr gezweifelt werden kann. Die von den Trance-Medien oft geforderten, die Untersuchung erschwierenden Bedingungen und Verquickung mit spiritistischen Anschauungen, denen sich die Untersuchung anpassen mußte, haben lange die wissenschaftliche Beschäftigung mit dem Okkultismus außerordentlich behindert, zumal in Deutschland; dazu kam die relative Seltenheit der Erscheinungen und die Entlarvung der meisten Medien als gelegentliche Betrüger. In etwa mag auch die Vertreter der Wissenschaft selbst ein Vorwurf treffen, weil sie sich zu aprioristisch gegen Dinge erklärten, deren Tatsächlichkeit trotz aller Abnormalität, aller Leugnung immer wieder mit unzerstörbarer Ueberzeugung behauptet wurde. Glücklicherweise sind nun in jüngster Zeit Untersuchungen bekannt geworden, denen die genannten Mängel nicht anhaften, z. B. die Versuche von Tischner und von Wasielewski, von Schrenck-Notzing und dem Ingenieur Grunewald, die zum Teil mit Medien in normalem Wachzustande, zum Teil mit Photographien und allen modernen Registrierapparaten arbeiteten. Die Resultate in Telepathie, räumlichem Hellsehen und Telekinese und Materialisation stehen den von berühmten Trance-Medien berichteten im wesentlichen nicht nach. Die Tatsachen stehen fest. Angesichts dieses Tatbestandes hat die Psychologie die Aufgabe, zunächst das Tatsachenmaterial noch zu vermehren. So wird es möglich werden, die Verbreitung mediumistischer Fähigkeiten festzustellen, vielleicht auch die Eigenart der befähigten Personen und den Umfang der okkulten Kräfte zu bestimmen. In zweiter Linie wird sich das Interesse dann den vielen Problemen

¹⁾ S. 3 ff. ²⁾ S. 41 ff.

zuwenden, die von diesen Tatsachen uns gestellt werden: die psychologischen Zustände des Mediums, bewußte und unterbewußte, die Art der Mitteilung; besonders schwierig erscheint als Hauptfrage: Wie entstehen die Phänomene? Woher z. B. die Kenntnis fremden Seelenlebens, weit entfernter Vorgänge, längst vergangener Ereignisse? Ist das alles auf eine Art oder durch verschiedene Kräfte möglich? Wenn nicht Geister das Wissen vermitteln, mit welchen Kräften holt es das Medium? Ist es durch unbefannte Wellen, Strahlungen mit anderen Personen und Dingen verbunden, analog der drahtlosen Telegraphie? Oder wenn auf diese Art vieles (z. B. Hellseher in Vergangenheit und Zukunft, Lesen zusammengeknüllter Schriften) unmöglich erscheint, gibt es eine Verbindung von Seele zu Seele? Dazu treten Fragen der rationalen Psychologie, Unmöglichkeit materialistischer Auffassung der Seele und vielleicht auch des psychologischen Parallelismus, Selbständigkeit der Seele, ihr Verhältnis zum Leib und zur Materie überhaupt. Die nähere Untersuchung muß zeigen, inwieweit auch aus dem Dunkel des Okkultismus noch Licht für diese wichtigen Fragen genommen werden kann. Jetzt stehen wir noch am Anfange.

Die Sektion für Altertumskunde bot einer großen Zahl von Teilnehmern einen Lichtbildervortrag ihres Vorsitzenden Prälat Kirich-Freiburg (Schweiz) über „Die neu entdeckte Memoria Apostolorum in der via Appia (San Sebastiano) in Rom“, welcher in dem vorliegenden Hefte (S. 27 ff.) in extenso abgedruckt ist. Nach ihm führte Privatdozent Dr. Meiners-Bonn, ebenfalls an der Hand von Lichtbildern, ein Juwel mittelalterlicher Kunst, „Das Portal der Liebfrauenkirche zu Trier“, vor Augen, welches durch die vor wenigen Tagen anlässlich des Bischofsjubiläums erfolgte Rückgabe der seitens der preußischen Regierung nach Berlin verpflanzten Steinfiguren eine besondere Berühmtheit erlangt hat.

Die Stellung des Portales in der deutschen Kunst. Der Inhalt, bisher falsch gedeutet, bietet eine monumentale Darstellung der Heilsgeschichte: die Vertreter des alten Bundes sind Noe, Abraham und vier Propheten; die Verkündigung gibt die Ueberleitung zur neuen Zeit, die Vollendung der Erlösung; der Opfertod Christi im Giebel. Tympanon und Türbogen zeigen irdische Wirksamkeit der Kirche. — Neben diesem Gedanken noch ein anderer: die mystische Vermählung der Kirche, durch Maria dargestellt, mit Christus. Die Patriarchen und Propheten sind die Brautzeugen. — Das Programm anfangs kleiner geplant, erst später erweitert. Zweimalige Programmänderung nachzuweisen. Auch stilistisch mehrere Meister zu scheiden. — Die Kunst dieser Figuren als etwas Neues in die rheinische Kunst eingeführt. Ihre Quelle liegt in der Champagne. Die Kathedrale von Reims bietet stilistisch und ikonographisch die engsten Parallelen. Ebenso das Haus der Musiker in Reims. — Das Portal heute im Rheinland isoliert. Wahrscheinlich sind verwandte Werke untergegangen. Einige Fragmente deuten darauf hin. Sehr verwandt ist das Portal der Kirche zu Mont an der Maas. Im Rheinland gibt die Kunst erst ein Jahrhundert später in den Kölner Domchorfiguren ähnlich große Aufgabe, erst Ende 14. Jahrhunderts im Petrusportal des Domes nächstes Figurenportal. Dieses aber Fragment. Das Trierer Portal das einzige vollständige gotische Figurenportal im Rheinland, das erste rein gotische Figurenportal der ganzen deutschen Kunst.

Die naturwissenschaftliche Sektion war mit nur einem Referat vertreten, in welchem P. Badtberg S. J.-Freiburg i. B. „Die altsteinzeitliche Niederlassung Münzingen, die älteste Siedelung

Badens" mit Originaldemonstrationen auf Grund eigener Ausgrabungen in Lichtbildern vorführte.

Am Südostfuße des aus der Rheinebene aufragenden Tunibergs, etwa drei Stunden westlich von Freiburg, liegt das Dorf Munzingen und in seiner Nähe die seit den siebziger Jahren bekannte „Renntierstation“. Der berühmte Freiburger Anatom Alexander Eder hatte damals dort Feuersteinwerkzeuge und Renntierknochen ausgegraben, ein für jene Zeit in Deutschland außerordentliches und aufsehenerregendes Ereignis. Der Name Munzingen blieb seitdem in die junge Wissenschaft der Ur- oder Vorgeschichte eingetragen, wurde hier aber später zu einem der am meisten umstrittenen. Als man nämlich in Frankreich die altsteinzeitlichen Kulturstufen gliedern gelernt hatte, mußte auch Munzingen eingereiht werden. Der Geologe Steinmann sprach sich nach eingehender Untersuchung für Solutréen aus; ihm widersprach Schoetensack, der Magdalénien behauptete; Bayer endlich suchte Aurignacien zu erweisen. Zwischen diesen beiden letzten Kulturstufen geht noch heute der Streit unter Prähistorikern und Geologen weiter, und wie bedeutsam er für die gesamte Eis- und Steinzeitchronologie ist, zeigte sich besonders auf dem letzten internationalen Kongresse für prähistorische Anthropologie und Archäologie in Genf 1912, wo Munzingen im Mittelpunkt der Debatte über die Quartärchronologie stand.

Tatsächlich war die Frage an Hand der dürftigen Funde meist einförmiger Steinwerkzeuge und ausschließlicher Renntierreste sowohl typologisch als faunistisch kaum zu entscheiden. So blieb der Wunsch nach weiteren umfassenderen Funden rege und führte manchen Forscher nach Munzingen, doch ohne nennenswerte Erfolge. Da gelang es 1914/15 dem Vortragenden, die eigentliche bis dahin unbekannte Kulturschicht aufzufinden und auszugraben. Sie lag im reinen jüngeren Löß, etwa 1—2 m unter der jetzigen und wohl 2—4 m unter der ursprünglichen Oberfläche, da die Ackerböschung hier zu bequemerer Zufahrt offenbar abgetragen ist. In einer Mächtigkeit von rund 5—20 cm erstreckte sich die rotbraune Schicht über eine ovale Fläche von fast drei Ar, mit Feuerstein-, Knochen- und Aschenresten wie gespickt. Es bedurfte einer Sommer- und namentlich Wintergrabung, um alle Funde, auch die unter einem im Sommer viel benutzten Wege, zu bergen; es ergab sich eine schier unglaubliche Fülle von Steinwerkzeugen und Knochenresten, die jetzt die Munzinger Frage zu klären gestatten.

An Hand einer übersichtlichen geologisch-prähistorischen Tafel legte der Vortragende hier zunächst die menschlichen Kulturstufen, besonders die der älteren Steinzeit dar mit ihren charakteristischen Werkzeugformen und Begleitfaunen und ihren Beziehungen zu den einzelnen Abschnitten der Eiszeit. Er erklärte des näheren die typologische, faunistische und stratigraphische Untersuchungsmethode, d. h. wie man das Alter einer Fundschicht nach den Werkzeugtypen, der gleichzeitigen Tierwelt und nach ihrer geologischen Einlagerung oder sonstwie klärenden Ueber- oder Unterlagerung bestimmt.

Danach zeigte er mitgebrachte Fundstücke von Munzingen: Steinwerkzeuge namentlich aus dem Hauptrohstoff, Silex oder Feuerstein, gefertigt, wovon der Munzinger Urmensch etwa ein Duzend Arten verwendete, die nach ihrer Herkunft uns jetzt vielfach noch unbekannt sind. Klingen, Kraker, Schaber, Stichel, Bohrer und selbst zierliche Steinsägen wechseln in bunter Folge, meist von geringerer, zum Teil winziger Größe, eine „Mikrolithik“, die aufs Magdalénien hinweist. Hierfür spricht auch die meist flüchtige Randretusche im Gegensatz zur tiefergreifenden Aurignacienretusche. Die Formen passen auch durchaus ins Magdalénien, während die Leitformen des Aurignaciens oder gar Solutréens fehlen. Ähnliches gilt von den Knochenwerkzeugen, die besonders durch Speerspitzen mit Schrägbasis vertreten sind. Ihr Herstellungsgang aus Renngeweih ist an Hand mehr oder weniger fertiger Stücke besonders schön zu verfolgen. Auch ein

durchbohrter, mit Kerben versehener Anhänger aus Knochen liegt vor. Namentlich fand sich aber ein ganz typischer, einfach durchbohrter Kommandostab, der erste echte auf deutschem Boden gefundene. Er ist unbedingt für Magdalénien charakteristisch. Neu scheint eine „Signalpfeife“ aus dem Schienbein eines Schneehasen. Als große Seltenheit ist ein verfohlter, aus Holz geschnitzter Anhänger zu bezeichnen, vielleicht die älteste erhaltene Holzarbeit. Auch zwei gebrannte Lehmflügelchen dürften die ältesten bekannten Erzeugnisse der Tonbrennerei sein. Selbst Schmucksachen fehlen nicht: durchlochige, zum Halsband aufgereichte Muscheln, die zum Teil aufs Mainzer Becken, zum Teil bestimmt auf Südfrankreich oder gar das Wiener Tertiär hindeuten.

Unter der Begleitfauna herrscht besonders das Renttier vor, das an Ort und Stelle wohl in 30 Exemplaren vom Munzinger Eiszeitjäger verzehrt wurde. Danach folgt das Wildpferd und wohl auch der kleine Wildesel. Das wollhaarige sibirische Nashorn ist in etwa 3 oder 4 Individuen nachzuweisen; ebenso fanden sich noch Stoßzahnreste vom Mammut, das damals schon selten gewesen sein muß. Andere Tierreste stammen vom Vielfraß, Schneehase, Lemming, Wildschwein, Fuchs, wohl Schneehuhn usw. Die ganze Fauna ist die des ausgehenden Eiszeitalters, wo die kälteliebenden Dickhäuter, Mammut und Nashorn, sich bereits nach Norden zurückziehen begonnen hatten. Sie setzt sich zum Teil aus jetzt ausgestorbenen (Mammut, Sibirisches Nashorn), zum Teil aus nach Norden oder ins Hochgebirge abgewanderten Formen zusammen (Schnee- oder Alpenhase, Schneehuhn, Renttier, Lemming, Vielfraß). Alles spricht am besten für die endeiszeitliche Fauna der Magdalénienzeit, und zwar ihren früheren Abschnitt, da später Mammut und Nashorn schon fehlen. Auch die Werkzeuge weisen am meisten auf ein Alt-Magdalénien hin, zumal die im Hoch-Magdalénien so häufigen Knochnadeln und Harpunen noch zu fehlen scheinen.

So wäre die Altersfrage der Munzinger Renttierstation wohl zu Gunsten des Früh-Magdaléniens geklärt. Daraus ergeben sich nun wichtige Folgerungen für das geologisch so umstrittene Lößproblem. Zweifellos liegt die Munzinger Kulturschicht im Löß, und zwar im ungestörten jüngeren Löß, der sich, wie die chemische Untersuchung dartut, wesentlich gleich unter und über der Kulturschicht findet. Zur Zeit, da der Urmenich dort hauste, war der Löß also noch in Bildung begriffen. Wenn es aber die nach allen endeiszeitliche Magdalénienstufe war, muß sich der Löß also bis zum Ende des Diluviums auch noch nach der letzten Vereisung gebildet haben. Gerade die Meinung, der jüngere Löß könne sich unmöglich nach der letzten sogenannten Würmeiszeit mehr abgelagert haben, verleitete immer wieder dazu, Munzinger als Magdalénien von vornherein zu leugnen. Wir haben hier nun aber einen Tatsachenbeweis a posteriori: Munzinger ist nun einmal nach allem offenbar Magdalénien, also Postwürm, liegt ferner in reinen Löß eingebettet; also muß dieser sich zur Magdalénienzeit nach der letzten Vereisung noch gebildet haben. Damit haben wir einen wertvollen Ansatz zur Eiszeitchronologie gewonnen.

Als Freilandstation im Löß hat Munzinger überhaupt erhöhte Bedeutung. Es war allem Anscheine nach ein Jagdlagerplatz mit vielleicht vier bis fünf Feuerstellen, die an ihren Herdsteinen und Aschenresten noch kenntlich waren. Der nahe Tuniberg mit seiner weiten Rundsicht, eine Quelle in unmittelbarer Nähe, der Schutz vor den herrschenden Weststürmen und wohl auch die Möglichkeit leicht herzustellender Wohnhöhlen im Lößhang ließen diese Stelle als besonders günstig erscheinen. Den verzehrten Tierresten nach kann eine Horde von wohl mehreren Duzend Köpfen dort kaum viel länger als einen Sommer gewohnt haben, wozu allerdings die nach vielen Tausenden zählende Menge von Steinwerkzeugen in merkwürdigem Gegensatz steht. Es scheint eine Hauptwerkstätte für Steingeräte gewesen zu sein, vielleicht für einen weiten Umkreis, und diente wohl nur als Arbeitsstätte, während das Hauptlager anderswo war.

Die absolute Zeitbestimmung für diese älteste badische Siedlung ist eine Frage für sich, die hier nicht weiter erörtert werden soll. Es genüge zu sagen, daß für das Ende der letzten Eiszeit und damit einigermaßen auch für das Magdalénien gewöhnlich nach maßvollem Ansatze ein bis zwei Jahrzehntausende gefordert werden. Jedenfalls war der Münzinger Urmensch durchaus im Vollbesitz seiner Geisteskräfte, wie die vielen mit wunderbarer Geschicklichkeit gefertigten Werkzeuge beweisen, wenngleich er die staunenswerte Kunsthöhe seiner südfranzösischen und nordspanischen Magdalénienzeitgenossen nicht erreichte.

Die Görres-Gesellschaft wollte, nachdem sie selbst die Veranstaltungen von Dantegedächtnissen in die Hand genommen hatte, gelegentlich ihrer Tagung auch eine vorbildliche Dantefeier in größerem und vornehmerem Stile veranstalten. Das ist ihr in hohem Grade gelungen. Alle Teile des Theatersaales im Städtischen Festhause waren besetzt. Aus dem Parterre leuchtete die große weiße Büste Dantes, von der Meisterhand Dr. Mensers in Bonn geschaffen, in den Saal. Die charakteristischen herben Züge des Dichters überragten jeden anderen sinnfälligen Eindruck im Festraum. Im Mittelpunkte stand, umrahmt von der unvergleichlichen Aufführung der Viszischen Dantesymphonie durch das hessische Landesorchester aus Darmstadt unter Generalmusikdirektor Ballings Leitung und den groß empfundenen Deklamationen aus der „Divina Commedia“ von Herrn Oberspielleiter Vogt des Mannheimer Nationaltheaters, die meisterhafte Dante-Rede von Geheimrat Finke-Freiburg. Wir können aus der glänzenden Rede leider nur einen kurzen Auszug bringen.

Dante gehörte nicht zu den im gewöhnlichen Sinne Großen der Welt; nur wenige Daten sind von ihm bekannt: seine Jugendliebe, seine politischen Kämpfe, seine zwanzigjährige Verbannung und sein Tod am 14. September 1321. Seine dichterischen, philosophischen und philologischen Schöpfungen sind ein Genuß für die Gelehrten; Ewigkeits- und allgemeinen Dauerwert hat nur seine Divina Commedia, die ihn neben die größten Geistesgenies der Menschheit, neben Homer, Shakespeare und Goethe stellt, ein Werk, von dem Tröltzsch jüngst sagte, es gäbe keine großartigere und einheitlichere Zusammenfassung der ethischen Werte unserer Kulturwelt bis zum heutigen Tage. Redner betonte, es habe ihn rein historische Beschäftigung zu Dante geführt. Dante findet Hunderte von Menschen jammernd in der Hölle, andere hoffnungreich im Purgatorium, die dritten in der Wonne des Paradieses. Ist das Wahrheit, ist das freie Phantasie? So habe sich der Historiker in das dreizehnte Jahrhundert hineingelebt. Dante stilisierte die Geschichte; er ist der größte Menschenkenner neben Shakespeare. Sein Werk: eine vollendete Typik. Franzeska ist der Typ der Frauen, die durch der Liebe Lust und Leid ins Verderben gestürzt werden. Dazu komme eine ethische Tendenz. Seine Erzählungskunst ist geschichtlich zuverlässig.

Neben den Dichter tritt der Philosoph und Theologe. Er studiert Aristoteles wie Thomas von Aquin. Obenan steht ihm stets die intellektuelle Begründung, dann erst kommt die schöpferische Ausgestaltung. Neuere Forschungen zeigen Dantes erstaunliche Vertiefung in unseren deutschen Albertus Magnus. Bei keinem ist die Durchdringung von Philosophie und Dichtung so stark wie gerade bei Dante. Er sucht die politische Kulturidee in die Wirklichkeit umzusetzen. Doch konnte er nur einen Kranz am Grabe des Weltkaiserturns niederlegen. Statt theologischer Spekulation gibt er eine philosophische

Darstellung bei der Begründung des Rechts, des Friedens, der Freiheit. Seine Rechtsauffassung ist von der heutigen nicht überholt. Die Freiheit wird ihm zum persönlichen Ideal, ihm, dem leidgewohnten Verbannten. — Der Redner faßt zusammen: Die Divina Commedia ist das erste, einzig wirkliche Drama der Menschen von Ewigkeitswert; Dante wird zum Schöpfer, Richter, Seher und Prophet, er, der umherirrt, fern von Weib und Kind, dreimal zum Tode verurteilt, ein heldenhafter Büsser, der im Purgatorium seine Sünden bereuend bekennt, einer der großen Menschen, bei denen das sittliche Bewußtsein und das historische Gewissen bis zu einem heroischen Grade ausgebildet ist. Daher die universale Sympathie für ihn und sein Werk, angefangen von den ersten Erklärungen seiner Dichtung in den Kirchen Italiens bis herauf zu der neuesten Romanliteratur und der Oper.

Die Kirche kennt Dantes Bedeutung. Leo XIII. errichtete einen Dantelehrstuhl und ruft aus: „Dante Alighieri noster est“, er, der stets ein Danteeemplar auf seinem Schreibtische hatte. So ist Dante in der Tat eine innere Macht zur Durchsäuerung der Völker, die zwingendste poetische Seele, in Italien das literarisch Absolute. Mit elementarer Gewalt hat er alle großen Dichter und Künstler beeinflusst. Michelangelos „Jüngstes Gericht“ ist ohne Dante nicht denkbar.

Was ist Dante uns? Unsere Zeit hat das Ideal der Autorität, der Bindung und des Gehorsams zerstört. So ist unsere Zeit ichsüchtig, subjektivistisch durchsäuert. Demgegenüber zeigt Dante auf Gott als den Mittelpunkt der Welt und betont die Wahrheit als stetig und ewig unabhängig vom Einzelnen. Unsere Zeit ist gewissensautonom. Dante schreibt über das Höllentor, daß das Gesetz es Ewigen über uns sieht. Unsere Zeit ist diesseitig. Dante weist mit überragender Ueberzeugung in die Welt des Unsichtbaren und sieht in den invisibilia das eigentlich Reale. Unsere Zeit betont die Philosophie des Werdens, den steten Fluß aller Dinge. Dante jagt, daß das Sein vor dem Werden ist. So war er Richter und Seher seiner Zeit. Er ist es auch für unsere Zeit!

Nach dem künstlerischen Erlebnisse des Festabends in Worms war die kirchliche Dantefeier im Kaiserdom von Speyer am Donnerstag wie ein historisches Ereignis voll tiefer, unverwischbarer Eindrücke. Eine besondere Beilage zur „Pfälzer Zeitung“ und zum „Rheinischen Volksblatt“ als Gedenkblatt mit Aufsätzen über Dante hatte die weitere Bevölkerung auf den Besuch der Görres-Gesellschaft vorbereitet.

Ein Extrazug brachte die Gäste kurz nach acht Uhr vormittags nach Speyer, wo sie sorglich empfangen und, unberührt von der Unrast der erregten Menge — Tags vorher waren kommunistische Demonstrationen ausgebrochen — in den Dom und zu den Ehrenplätzen an der Kanzel geleitet wurden. Der Dom selbst ein Zeugnis der erhabenen Gedanken, die in Dantes Werk nach Ausdruck gerungen haben, war trotz der ungewohnten Stunde mit Andächtigen dicht gefüllt. Weihevoll leitete der Domchor mit einem vierstimmigen „Veni sancte Spiritus“ zu der Festpredigt des Herrn Prälaten Dompropst Dr. Mausbach-Münster¹⁾ über. Sie hob aus dem Lebenswerke des großen Denkers und Dichters die Grundgedanken der Harmonie zwischen Wissen und Glauben, der Liebe als Kern aller Gesinnung und der Rechtsordnung

¹⁾ Die Rede ist im Verlage von J. P. Bachem in Köln als Broschüre erschienen.

der Staaten und Völker heraus und baute von da in großzügigen Gedanken die Brücken zur Ueberwindung der Not unserer Tage. Der Prediger legte etwa folgendes dar:

Die kirchliche Schlußfeier der Tagung der Görres-Gesellschaft ist ein außerordentliches Ereignis — entsprechend der Größe der Zeit und der Größe des gestern gefeierten Dichtergenius. Die Predigt beim Gottesdienste gilt zwar nur heiligen Personen und Einrichtungen; und Dante war kein Heiliger, wenn auch ein zum Höchsten ringender Geist. Aber was wir hier feiern, das sind die großen christlichen Wahrheiten, denen Dante als Denker, als sittlicher Genius und als Rechts- und Staatsphilosoph charakteristischen Ausdruck verliehen hat!

Als Denker betont Dante die Harmonie zwischen Wissen und Glauben — eine Idee, die auch die Görres-Gesellschaft von Anfang an als Grundsatz anerkannt hat. Wie für Dante Virgil, der Vertreter der natürlichen Erkenntnis, Führer ist aus dem Dunkel der Gottensfremdung bis an die Grenze des himmlischen Lichtreiches, wie ihn dann Beatrice, die Verkörperung der Offenbarung und Gnade, zur vollen, verklärten Gotteserkenntnis emporführt, so sind nach katholischer Grundauffassung Vernunft und Glaube aufeinanderbezogen, zur harmonischen Befriedigung der Menschenseele im Lichte Gottes bestimmt. Durch diese grundsätzliche Versöhnung natürlicher und übernatürlicher Wahrheit ist die katholische Weltanschauung der modernen Philosophie überlegen; durch sie ist Dante eine imponierende Größe für alle Zeiten geworden. Durch diese katholische, auch von J. Görres herrlich ausgesprochene Wahrheitsauffassung ist die katholische Wissenschaft auch wahrhaft volkstümlich. Für alle Stände faßbar, ein ideales Band zwischen den gelehrten und den schlichten Volkskreisen.

Zu der sittlichen Auffassung der Kultur betont Dante im Anschluß an Plato, Augustin und Thomas die Liebe als den Kern aller Gesinnung, die ehrfürchtige Liebe zum ewigen, übermenschlichen Zielgut der Gottheit. Das Höchste für Wille und Gemüt ist ihm nicht das Haben und Genießenwollen, nicht das rastlose Jagen nach technischem Fortschritt und menschlicher Leistung, wie letzteres der modernen Kultur eigen ist. Liebe ist nach jenen christlichen Denkern die Kraft, die alle Geschöpfe ins Dasein gerufen, alle Kräfte lenkt und in Gott zur Ruhe bringt. Nach dem Zusammenbruche des falschen Kulturideals macht sich heute ein erfreulicher Drang nach beschaulicher Innerlichkeit, nach mystischer Ruhe, in idealen und religiösen Geistesgütern bemerkbar. Streben wir alle danach, die höheren und hohen Schulen nicht bloß zu Brennpunkten der Wissenschaft, sondern auch zu Pflegestätten edelster Herzensbildung in Gottes- und Nächstenliebe zu machen.

Die Dante-Enzyklika Benedikts XV. nennt unter den Hauptideen des Dichters endlich die göttlichen Gesetze über die Rechtsordnung der Staaten und Völker; wir müssen uns dieses Gedankenkreises besonders an dieser Stätte erinnern, an der so viele Herrscher des Mittelalters ihre Ruhestätte gefunden haben. Die Idee der sittlichen Gerechtigkeit durchdringt den ganzen Aufbau der *Divina Commedia*; die Idee der politischen Gerechtigkeit ist besonders in dem leuchtenden Adler, der im Himmel Dantes die Könige und Machthaber als verklärte Schar erscheinen läßt, verherrlicht. Das Recht als sittliche Größe hat den Vorrang vor der Macht; im Recht offenbart sich eine höhere Weisheit und Liebe, sofern alles menschliche Recht auf ein natürliches, in Gott wurzelndes Recht sich gründet und alles einzelstaatliche Recht einem allumfassenden Friedensreich der Völker zustrebt. Auch in dieser wichtigen Idee sind wir deutsche Katholiken von J. v. Görres neu bestärkt worden; in Görres Geist und Schule sind dann alle hervorragenden Führer der christlichen Politik und Sozialpolitik im letzten Jahrhundert groß und fruchtbar geworden. Möge diese christliche Gemeinschaftsidee uns weiter dazu helfen, den inneren Frieden und allmählich auch die christliche Einheit der Völker zu verwirklichen!

Der heutige Festtag Mariä Geburt lenkt zum Schluß unsere Blicke zur hehren Gottesmutter, in der wir den Sitz der Weisheit, die Mutter der schönen Liebe, die Königin des Friedens verehren. In dieser Domkirche hat nach der Ueberlieferung der hl. Bernhard, der große, auch von Dante gefeierte Marienverehrer, 1146 dem Salve Regina die Schlußanrufung hinzugefügt; wenn wir heute das Salve Regina seufzend und weinend im Tale der Tränen zum Himmel senden, so wollen wir zugleich unser inniges Vertrauen zu Maria ausdrücken in diesen innigen Schlußworten: O clemens, o pia, o dulcis virgo Maria!

Der ehrw. Herr Abt des Benediktinerklosters Metten zelebrierte dann an Stelle des auf der Freisinger Bischofskonferenz weilenden Speyerer Bischofs das Pontifikalamt unter Assistenz zweier Herren des Domkapitels. Die Gesänge des Domchores begleiteten die heilige Handlung.

Leider blieb nur wenig Zeit zu einer eingehenderen Besichtigung des Domes und der Kaisergräber. Aber auch so wird sich niemand den wichtigen Eindrücken dieser Stätte entzogen haben. Die Krypta ist die gewaltigste, die wir haben, eine würdige Gruft der Kaisergräber. Ernst und ergriffen standen wir um den Sarg Rudolfs von Habsburg, der allein in hoher Tumba in der Krypta selber steht, mit dem lebensgroßen, lebenswahren Bilde des Toten. Das leidvolle, von Furchen zerschnittene Antlitz weckte heute, in den Tagen des Niederganges deutscher Größe, mehr Mitgefühl in uns als sonst. Der Bildhauer habe das Bild zu Lebzeiten gemeißelt, heißt die Legende, und er habe alle Furchen gezählt im Antlitz des Herrschers; als es fertig war und er einige Zeit später hörte, das Leid habe neue Furchen ins Antlitz eingegraben, sei er nach Speyer gegangen, um auch diese Linien wie ein gewissenhafter Chronist einzutragen.

Bei Gelegenheit der kirchlichen Dantefeiер in Speyer wurde ein Telegramm an den Heiligen Vater gesandt mit folgendem Wortlaut:

„Dantis, summi poetae christiani, memoria WORMATIAE ET SPIRAE super Rhenum Germanicum solemniter celebrata, summo Pontifici Benedicto reverentiam filialemque oboedientiam offert Societas Goerresiana.“
de Grauert.

Auf dasselbe ist unter dem 9. September das folgende Antworttelegramm des Kardinalstaatssekretärs Gasparri an Geh.=Kat v. Grauert eingelaufen:

„Augusto Pontefice compiacendosi solenne commemorazione divino poeta imparte con benevolenza paterna sue membri accademia Goerresina implorata benedizione apostolica.“

Card. Gasparri.

Nach der Pflege der Wissenschaft in Worms, nach der erhebenden Befundung des Glaubens im Dom von Speyer hielt die Görres-Gesellschaft ihre Abschiedsfeier unter dem Zeichen schönster Geselligkeit. Der Sonderzug brachte die eineinhalb Hundert Mitglieder, teilweise mit

ihren Damen, die in Speyer gewesen waren, um zwölf Uhr mittags von da nach Deidesheim, wo das Mittagessen im Saale des Winzervereins bereitstand. Ernste und launige Reden, eingeleitet durch eine Ansprache des Herrn Geheimrats Borsch-Breslau als Vertreters des von Speyer aus bereits nach München zurückgekehrten Präsidenten würzten die Folge der Speisen. Es sprachen u. a. die Herren Bürgermeister Dr. Siben-Deidesheim, der die Gäste begrüßte, Geheimrat Finke-Freiburg, Oberstudienrektor Eid-Speyer, der den Gruß der Pfälzer Katholiken entbot, ein Pfälzer Landsmann aus Prag, der Prorektor der dortigen deutschen Universität Mäggle u. a.

Nach einem Rundgang durch Deidesheim vereinigte die Gäste eine von den Firmen Dr. Bassermann-Jordan, Winzergenossenschaft Deidesheim, Sibens Erben-Deidesheim und Spindler-Forst kredenzte Weinprobe. Herr Joseph Siben leitete sie durch eine herzliche Ansprache ein, und zum Abschlusse der Weinprobe gab Herr Archivrat Dr. Albert Pfeiffer-Speyer den Gästen eine Probe des besten Pfälzer Humors. — Mit dem Abschiedstrunk in Deidesheim fand die Görrestagung einen poesievollen Abschluß. Die Mitglieder zerstreuten sich wieder in alle Windrichtungen, sicherlich noch lange die ernstesten und freundlichen Eindrücke des letzten Tages bewahrend.

Die Wormser Tagung wird unter den Generalversammlungen der Görres-Gesellschaft einen bevorzugten Platz einnehmen.

Einen Vorzug der Wormser Tagung sehen wir auch darin, daß die Berichterstattung über die geschlossenen Versammlungen und über die Sektionsitzungen dank der rührigen persönlichen Anteilnahme des Herrn Redakteurs Kleinstreuer von den „Wormser Nachrichten“ eine weit ausgedehntere war als bei den früheren Generalversammlungen. Die Verbindung zwischen Wissenschaft und Presse, welche beiden Teilen von Nutzen ist, verdient auch in Zukunft bewußte Pflege der beteiligten Faktoren. Aus Anlaß der mit der Tagung verbundenen Dante-feiern ist von mehr als einer Seite die Anregung ausgesprochen worden, es möchte die Görres-Gesellschaft an einem Tage aus dem Rahmen ihrer Abgeschlossenheit heraustreten und der breitesten Öffentlichkeit einen wissenschaftlichen Abend bieten, ein Gedanke, welcher ebenfalls der Erwägung würdig ist.

Die Görres-Gesellschaft hat noch eine große Arbeit vor sich. Das wünschenswerte Ziel, die gesamte deutsche katholische Gelehrtenwelt in ihr vereinigt wirken zu sehen, ist noch nicht erreicht. Auch das zweite Ziel, die nichtgelehrten Kreise des Katholizismus an die Görres-Gesellschaft zu fesseln, liegt noch in weiter Ferne. Auch in dem äußeren Gedeihen der Gesellschaft können Früchte nur erwartet werden, wenn das Verständnis für ihr Wirken in die weitesten Kreise getragen wird.

III. Berichte.

Mit Rücksicht auf die ausführlichere Berichterstattung über die Arbeiten der Sektionen in dem Bericht über die Wormser Tagung und dem der Vereinschrift II beigegebenen Protokollauszuge wird um der Sparsamkeit willen hier von einer zusammenfassenden Darstellung der Tätigkeit der Sektionen abgesehen werden dürfen.

1. Das römische Institut der Görres-Gesellschaft im Jahre 1921.

Ein regelmäßiger Dienst wie vor dem Kriege konnte noch immer nicht aufkommen; die Gründe dafür liegen am Tage. Doch ist durch eine Reihe von zeitlichen Sendungen oder Reisen der Zusammenhang in den Arbeiten des Institutes aufrecht erhalten worden.

Um mit den Forschungen zur Geschichte der päpstlichen Hof- und Finanzverwaltung im vierzehnten Jahrhundert zu beginnen, so ist nunmehr der schon im vorigen Bericht angezeigte vierte Band dieser Sammlung: Die Einnahmen der apostolischen Kammer unter Benedikt XII. (1334—1342) erschienen in Stärke von 320 Seiten, bearbeitet durch Prof. Dr. E. Göller in Freiburg. Der Herausgeber hat nun die Osterferien zu einem Iter Romanum benutzt und dabei den Ausbau dieses Thomas, dem er von Anfang an seine Tätigkeit gewidmet hatte, bis zur Rückkehr des Papstes Gregor XI. nach Rom vorbereitet, wobei ihm die kürzlich vollzogene Ueberführung mancher Kammerbestände aus dem römisch-italienischen Staatsarchiv in den Vatikan willkommene Bereicherung des Quellenstoffes brachte.

Auch die beiden anderen Herren, die auf diesem Gebiet arbeiten, haben einige Zeit in Rom zubringen können; Privatdozent Dr. L. Mohler gleichfalls um die Osterzeit, teils zu weiteren Studien über Kardinal Bessarion, teils für die Einnahmen der Kammer unter Klemens VI. (1342—1352), die er mit einer weiteren Studienfahrt im kommenden Frühjahr abzuschließen gedenkt. Dr. Edm. Stein hatte vor dem Kriege die beiden letzten avignonesischen Pontifikate Urban V. und Gregor XI. (1362—1378) übernommen und führte nun den Winter über, von Oktober 1920 bis gegen Ostern 1921, die Kammereinnahmen dieser Zeit in den Hauptregistern zu Ende. Was noch aus Nebenbüchern zu erledigen ist, hofft er in kürzerer Wiederholung der Romfahrt nachtragen zu können.

Die Ausgaben der päpstlichen Kammer liegen bekanntlich für die Jahre 1316 bis 1362 in zwei Bänden vor, bearbeitet durch Dr. R. H. Schäfer, jetzt Reichsarchivrat zu Potsdam, der auch die Fortsetzung dieser Reihe bis zum Jahre 1375 vorbereitet und handschriftlich fertiggestellt hat. Die Störung, die der Umzug in das neue Amt mit sich brachte, dürfte bald überwunden sein.

Für die Arbeiten am Concilium Tridentinum trat Msgr. Dr. Vinzenz Schweizer in Tübingen, jetzt zu Altshausen (Wttbg.), eine leider durch Erkrankung verkürzte Reise nach Oberitalien bis Florenz an, um dort wie in Bologna, Parma und Mailand fruchtbare Nachlese zu seinen Konzilsstraktaten zu halten. Der durch Gesundheitsrückichten bedingte Rücktritt von dem Rektorate des Tübinger Konviktes gestattet ihm, sich wieder ganz der wissenschaftlichen Tätigkeit zu widmen und sowohl für das Concilium Tridentinum wie für die Sammlung der Quellen und Forschungen in Kürze einen Band bereitzustellen.

Prälat Ehjes konnte allerdings wegen der schweren Zeitslage, namentlich im besetzten Gebiete, dazu wegen vorübergehender Unpäßlichkeiten, sein beabsichtigtes Iter Romanum nicht antreten und muß auch jetzt vorläufig darauf verzichten, da die Stellung als Rektor

zu Boppard, die er im November 1920 übernahm, mit Residenzpflicht verbunden ist. Es gelang ihm aber, durch ausgiebige photographische Aufnahmen und Abschriften vatikanischer Quellen, wobei ihm die Herren Prof. Dr. Göller und Dr. Stein, ferner Frau Dr. Sommer (v. Sedendorff) dankenswerte Hilfe leisteten, alle Lücken in seinen Manuskripten für den Tomus nonus so vollständig zu decken, daß dieser hochwichtige Band, der die Konzilsakten und vor allem die Konzilsreform beschließt, nunmehr zu sofortigem Drucke bereitliegt. Für die letzte Uebersetzung kam es sehr zustatten, daß Prälat Ghies seine römische Bibliothek mit dem gesamten gedruckten wie geschriebenen Handapparate zu seinen Händen bringen konnte.

Die photographischen Aufnahmen aus dem vatikanischen Archive betrafen außer manchen eigenhändigen Aufzeichnungen des Konzilssekretärs Massarelli und seiner Stellvertreter vornehmlich den dritten Band der *Carte Farnesiana* mit zahlreichen Originalbriefen von Konzilsvätern an den Kardinal Alessandro Farnese, die als ursprüngliche Zeugnisse über die Vorgänge am Konzil und in den Kongregationen hohen Quellenwert besitzen. Dagegen mußten die Einlagen, die der etwas räthelhafte Matthäus Hussionius (Hussion, 1599 bis circa 1674), zuletzt Archivar und Staatsrat zu Verdun, dem Tagebuche des Bischofs von Verdun, Nicolaus Pjalmaeus oder Psaume, eingeschaltet hat (Conc. Trid. II, 723 ff.), in das Reich der Kompilation und Interpolation verwiesen werden, indem Hussion Meditationen und Lesefrüchte Psaumes irrtümlich als Boten von Konzilsvätern angesehen hat oder auch die eigenen Exzerpte aus gedruckten wie handschriftlichen Werken fälschlich und willkürlich den Rednern in den Generalkongregationen unterschoob.

Die Einleitung über die weitverzweigten Quellen, aus denen Tomus VIII und IX zusammengelassen sind, mußte für diesen letzteren zurückgestellt werden, liegt aber bereits im deutschen Entwurfe vor. Schwierigkeiten wegen der Entfernung von Rom bestanden dabei für den Herausgeber nicht, weil die erschöpfenden Inventare über den gesamten Quellenstoff, die er in Verbindung mit früheren Bearbeitern, namentlich den Herren Prälat Kirsch und Prof. Merkle (vgl. Conc. Trid. I, Einleitung) angelegt hatte, auf alle Fragen ausreichende Antwort gaben. So bleibt nur noch ein einziges, aber leider turmhohes Hindernis zu überwinden, nämlich die Summe von 250—300 000 M., die für den Druck des Bandes erfordert werden.

Im Druck erschien, außer dem oben erwähnten vierten Kameralbande von Göller, der neunzehnte Band der Quellen und Forschungen aus dem Gebiete der Geschichte: *Monumenta Coelestiniana*, Quellen zur Geschichte des Papstes Celestin V., bearbeitet von Dr. Fr. X. Seppelt, Professor in Breslau, LXIV und 334 S.; ein Erbstück des im Jahre 1913 verstorbenen Prof. Dr. Max Sdralek, dem jetzt sein Schüler und Nachfolger, der im Jahre 1909 eintrat, das Buch gewidmet hat. Die Einleitung (XIII—LXIV) geht über den herkömmlichen Rahmen, Nachweis der Handschriften, Forschung in Bibliotheken und Archiven, beträchtlich hinaus, indem sie, um bei den Texten Raum zu sparen, bereits viel handschriftlichen Stoff verarbeitet. Von den Texten, so schreibt der Herausgeber selbst, die in kritischer Bearbeitung vorgelegt werden, ist für die ganze Zeitgeschichte historisch der wertvollste und bedeutsamste das *Opus metricum* des Kardinals Jacobus Gajetanus Stefaneschi, dessen Verfasser als Zeitgenosse in hervorragender Stellung eine genaue Kenntnis dessen besaß, was er in diesem seinem Hauptwerke von fast 2900 Hexametern zu schildern unternahm. Für die Ausgabe wurden alle bekannten Handschriften herangezogen und auch sämtliche Interlinearglossen mit einbegriffen, die der Verfasser selber zur Erläuterung des oft so dunklen und schwer verständlichen Textes beigefügt hat. Dazu kommen die Sachanmerkungen des Herausgebers. Besondere Aufmerksamkeit darf der in der Einleitung unternommene Nachweis beanspruchen, daß uns in dem Codex Vaticanus 4932 der ursprüngliche Entwurf des Verfassers ent-

halten ist. — Die weiterhin zum Abdrucke gebrachte *Vita Coelestini* des Pierre d'illy war schon, vor allem von den Bollandisten, gedruckt; für die Neuausgabe sind aber weitere Handschriften herangezogen. Dagegen war die *Coelestini vita* des Humanisten Maffeo Vegio bisher nur in einzelnen Bruchstücken gedruckt. — An letzter Stelle erscheint zum ersten Male, was von dem der Kanonisation Cölestins V. vorangegangenen Informativprozeß, der auf Befehl Klemens' V. im Jahre 1306 geführt wurde, in einer Handschrift des Domkapitels von Sulmona erhalten ist. Das sind von den 324 Zeugen, die vernommen wurden, nur die Aussagen von kaum der Hälfte; es ist aber möglich gewesen, an der Hand des Cod. 1071 der Bibliothèque de l' Arsenal zu Paris die Lücken im wesentlichen auszufüllen. — Zu erwähnen ist noch, daß die Einleitung auch eine Reihe von Ergänzungen bietet zu den kritischen Studien der Bollandisten über das biographische Material zum Leben Cölestins V., wie sie in den *Analecta Bollandiana* gegen Ende des vorigen Jahrhunderts erschienen sind.

Der nächstfolgende zwanzigste Band der Quellen und Forschungen soll das Buch Dr. L. Mohlers: *Kardinal Bessarion als Theologe, Humanist und Staatsmann* enthalten. Gedruckt sind davon zunächst die vier ersten Bogen als theologische Dissertation für Freiburg i. B. Die Einleitung (1—15) gibt das Allgemeine über die edle Persönlichkeit Bessarions und die Vielseitigkeit seines Wirkens, die aber doch nur unter dem Gesichtspunkte geschlossener Einheitlichkeit richtig gewürdigt werden kann. Der Abschnitt „Rom und Byzanz“ (16—38) führt mit Recht die Schärfe der Trennung zwischen den Lateinern und den Griechen, überhaupt das ganze griechische Schisma weit mehr auf den Ehrgeiz und Macht hunger der Kaiser und Patriarchen von Konstantinopel als auf die dogmatischen oder liturgischen Gegensätze zurück. Aus dem folgenden Abschnitte „Heimat, Bildungsgang und erste schriftstellerische Versuche“ sei besonders die Lernzeit Bessarions bei seinem gefeierten, aber Christentumsfeindlichen Lehrer Georgius Gemistus Plethon hervorgehoben. S. 56 beginnt das Kapitel „Bessarion und das Konzil von Florenz“ mit der Abhandlung (56—65) über die Quellen zur Geschichte dieses Konzils, namentlich über den Verfasser der sogenannten Akten, als welchen Mohler mit Frommann den Erzbischof Dorotheus von Mytilene anzusehen geneigt ist.

Auf den darstellenden Band, dessen baldiger Weiterdruck mit allen Kräften betrieben wird, soll ein zweiter mit meist ungedruckten Schriften Bessarions folgen, unter denen die erste Stelle einnehmen: „*In calumniatorem Platonis libri quatuor*“, ein geistreiches Werk über Plato, vielleicht das beste, was die Zeit der Frührenaissance hervorgebracht hat. Das Werk ist bisher lediglich in einer lateinischen Bearbeitung bekannt, die in der Literatur durchweg als Original betrachtet wird. Original ist aber der griechische Text, der in drei Bearbeitungen von Bessarions Hand vorliegt und im ersten Entwurf etwa auf das Jahr 1455 anzusetzen ist. An theologischen Schriften sind zu nennen: „*Ueber die Konsekrationsworte*“ und ein biblischer Kommentar zu *Joannes 21, 22 sq.*, ebenfalls im griechischen Original.

Worms (Boppard a. Rh.),

Chses.

den 7. September 1921.

Nachtrag vom 8. Oktober 1921.

Das turmhohle Hindernis, von welchem oben gesprochen wurde, darf nun doch als überwunden gelten, da Se. Heiligkeit Papst Benedikt XV. für den Druck des Tomus nonus die außerordentlich hohe Summe von 180 000 M. zur Verfügung stellte, so daß nunmehr mit Einschluß der Beiträge, die in hochherziger Freigebigkeit durch Ihre Eminenzen die hochwürdigsten Herren Kardinal-Erzbischof K. S. Schulte von Köln und Kardinal-

Fürstbischof A. Bertram von Breslau, den hochwürdigsten Herrn Bischof M. F. Rorua von Trier, sodann durch die Görres-Gesellschaft auf ihrer Tagung zu Worms gewähret wurden, die Summe von 250000 M. nahezu erreicht ist. Zu den vielen Beweisen wahrhaft päpstlicher Anteilnahme an den Sorgen und der Not, die der Krieg über Deutschland und Oesterreich gebracht hat, tritt dadurch für die katholische deutsche Wissenschaft eine Hilfeleistung hinzu, die an die Zeit der größten Mäzenaten auf dem päpstlichen Stuhl erinnert. Sr. Heiligkeit dem Papste Benedikt XV. und allen anderen hochwürdigsten Gebern sei auch hier der ehrerbietigste und tiefempfundene Dank ausgesprochen.

Ehses.

2. Die Kommission zur Erforschung des slavischen Ostens.

Ueber die Tätigkeit der Kommission für Erforschung des slavischen Ostens berichtet Prof. Nikel aus Breslau folgendes: Die Möglichkeit, alsbald auf diesem Gebiet etwas zu leisten, war beeinträchtigt durch den Mangel an wissenschaftlichem Material. Wie schon im Vorjahre berichtet wurde, hat die Kommission als Sondergebiet für die ersten Arbeiten „die religiösen Legenden der russischen Kirche“ gewählt. Dem Mangel an literarischen Hilfsmitteln ist, soweit Breslau in Betracht kommt, seit Ostern d. J. (1921) einigermaßen dadurch abgeholfen, daß das Breslauer Osteuropa-Institut die Bibliothek des russischen Erzpriesters Solowieff ankaufen konnte, welche ungefähr dreitausend Bände meist religionswissenschaftlichen Inhalts umfaßt. In dieser Bibliothek befindet sich reiches Material zur Erforschung des russischen Kirchenkalenders und des Lebens der Heiligen der russischen Kirche. Die Zahl der linguistisch genügend ausgerüsteten Mitarbeiter hat sich insofern vermehrt, als der Bromberger Pfarrer Geistlicher Rat Becker, welcher des Polnischen und Russischen mächtig ist, im Frühjahr 1921 die Pfarrei St. Vinzenz in Breslau übernahm. Der Genannte hat alsbald die Durchforschung der hagiographischen Literatur des Osteuropa-Instituts nach den von Prof. Nikel angegebenen Gesichtspunkten begonnen. So hofft die Kommission, in absehbarer Zeit zunächst eine für weitere Reise berechnete Arbeit über den russischen Kirchenkalender der Görres-Gesellschaft zur Veröffentlichung übergeben zu können. Es ist in Aussicht genommen, diese Arbeit, wenn sie nicht zu umfangreich ist, als Vereinsgabe erscheinen zu lassen.

Breslau, November 1921.

Nikel.

IV. Vermögenslage und Mitgliederbestand.

(Am 30. September 1921.)

Laut geprüfter Rechnung schloß das Jahr 1920 ab wie folgt:

Effektenbestand	M.	86 955,80
Kassabestand	"	318,54
Guthaben auf dem Postscheck-Konto	"	19 831,36
Guthaben bei der Rheinischen Volksbank, Köln	"	148 786,—
Guthaben bei der Bayerischen Hypotheken- und Wechselbank, München	"	23 911,70
Anteil an den später zahlbaren Zinsscheinen	"	778,50
	M.	<u>280 581,90</u>

Davon ab an Verpflichtungen:

Für 1921 u. f. vorausbezahlte Beiträge M. 2 251,—		
Noch zu leistende Zahlungen	"	15 334,20
		<u>17 585,20</u>
Mithin Vermögensbestand am 31. Dez. 1920	M.	262 996,70
und zwar: Laufende Rechnung	M.	134 621,70
Graf Hertling-Stiftung	"	128 375,—

Der Abschluß am 30. September 1921 ist folgender:

Effektenbestand: Nennwert M. 118 200,—; Buchwert	M.	87 355,80
Kassabestand	"	2 786,67
Guthaben auf dem Postscheck-Konto	"	2 813,59
Guthaben bei der Rheinischen Volksbank, Köln	"	150 537,10
Guthaben bei der Bayerischen Hypoth.- u. Wechselbank	"	24 911,70
Guthaben bei Herder & Co., München, betr. Absatz des Historischen Jahrbuches im Buchhandel u. a.	"	8 897,10

Davon ab an Verpflichtungen: M. 277 301,96

Für 1922 u. f. vorausbezahlte Beiträge	"	1 511,—
Mithin Vermögensbestand am 30. September 1921	M.	<u>275 790,96</u>
und zwar: Laufende Rechnung	M.	127 965,96
Graf Hertling-Stiftung	"	147 825,—

Vermögensstand:	Laufende Rechnung:	Graf Hertling- Stiftung:	Zusammen:
am 31. Dez. 1920	M. 134 621,70	M. 128 375,—	M. 262 996,70
" 30. Sept. 1921	" 127 965,96	" 147 825,—	" 275 790,96
mithin Abnahme	M. 6 655,74		
" Zunahme		M. 19 450,—	M. 12 794,26

Für 1. Januar bis 30. September 1921 verrechnete Einnahmen.

Beiträge:

3195 Mitglieder für 1921 zu 20 M.	M.	63 900,—	
78 " " 1920 " 10 "	"	780,—	
1 lebenslängl. Mitglied zu 400 "	"		
(Rest; hatte in 1920 100 "			
angezahlt)	"	400,—	¹⁾
1 lebenslängl. Mitglied zu 250 M.	"	250,—	
27 lebenslängl. Mitgl. zu 500 "	"	13 500,—	
1 " " 300 "	"		
(Anzahlung)	"	300,—	
Freiwillige Mehrzahlungen für 1920			
und 1921	"	16 935,48 M.	96 065,48
834 Teilnehmer für 1921 zu 6 M.	M.	5 004,—	
50 " " 1919 u. 1920			
zu 3 M.	"	150,—	
Freiwillige Mehrzahlungen	"	215,40	5 369,40
			<u>M. 101 434,88</u>

Außerordentliche Zuwendungen:

Rev. Jos. Molitor, Columbus			
(500 M. u. 775 M.)	M.	1 275,—	
Right Rev. Rektor Prof. Dr. J. Soent-			
gerath, Columbus (außer sonst.			
Beiträgen)	"	250,—	
eine Anzahl kleinerer Beträge zu je 4			
bis 80 M.	"	598,10 M.	2 123,10
Aus dem Historischen Jahrbuche:			
Absatz durch Abonnement	M.	4 243,10	
Absatz im Buchhandel und Er-			
trag aus Anzeigen	"	9 293,55 M.	13 536,65
Aus d. Vereinschriften: Absatz im Buchhandel in 1920	M.		695,52
Zinsen von Wertpapieren und Hinterlegungen	"		3 367,59
Laufende Rechnung 1. 1. bis 30. 9. 1921: Einnahmen	<u>M.</u>		<u>121 157,74</u>

Für 1. Januar bis 30. September 1921 verrechnete Ausgaben.

Philosophische Sektion.

Für das Philosophische Jahrbuch (Redaktion und Honorare für die Mitarbeiter 1921, Heft 1 und 2) M. 2 250,—

Sektion für mittlere und neuere Geschichte.

Für das Historische Jahrbuch: Redaktion (1. 1. bis 30. 9. 1921); Honorare, Herstellung und Ver-

Zu übertragen: M. 2 250,—

¹⁾ Ist im „Jahresbericht 1920“ bei der namentlichen Nennung der neuen lebenslänglichen Mitglieder schon mit aufgeführt.

	Uebertrag M.	2 250,—
sendung (Band 40 = Jahrgang 1920, 1 Heft; Band 41 = Jahrgang 1921, 1. Heft); Sonstiges	M.	48 718,94
Für das Römische Institut (Leitung, Stipendien, Druck- zuschuß)	"	5 915,—

Sektion für Altertumskunde.

Für die „Studien zur Geschichte und Kultur des Alter- tums“: Redaktion (200 M.); ab: gestiftet 100 M.	M.	100,—
Für den „Oriens christianus“: Redaktion	"	750,—

Sektion für Rechts- und Sozialwissenschaft.

Für die Veröffentlichungen der Sektion: Honorare .	M.	1 150,—
--	----	---------

Allgemeines.

Unterstützung sonst. wissenschaftlicher Unternehmungen	M.	1 200,—
Privatdozenten=Stipendien	"	6 750,—
Für die Vereinschriften: Redaktion (1. 1. bis 30. 9. 1921); Honorare, Herstellung u. Versendung (an- teilige Kosten an der 3. Vereinschrift 1920; 1. Vereinschrift 1921)	"	26 559,10
Für die Geschäftsführung in Bonn: Gehalt (1. 1. bis 30. 9. 21); Schreibhülfe, Porto, Reisen (1. 1. bis 30. 6. 21)	"	4 301,—
Honorar, Herstellung u. Versendung des Jahresberichtes 1920 (anteilige Kosten an der 3. Vereinschrift 1920)	"	12 075,—
Aufstellung der Jahresrechnung usw. 1920	"	1 200,—
Generalversammlung in Worms (5. 9. bis 8. 9. 1921): Einladungskarten, Schreibgebühr, Porto, Reise- kosten	"	5 442,50
Wahrnehmung der Obliegenheiten der Geschäftsstelle (aus den Beiträgen vom 1. 1. bis 30. 6. 1921)	"	8 276,60
Neudruck von 2000 Satzungen und 2 Kassabücher	"	1 629,—
Sonstige Drucksachen und Materialien	"	455,—
Sekretariatsauslagen, Adressenermittlungs-Gebühren, Beiträge zu anderen Vereinigungen, Porti, Pro- vision, Spesen usw.	"	1 041,34
1. 1. bis 30. 9. 1921: Ausgaben	M.	<u>127 813,48</u>

Da im „Jahresbericht für 1920“ die Einnahmen und Ausgaben nach dem Stande vom 30. November 1920 (1. 1. bis 30. 11. 1920) angeführt sind, folgen nachstehend die laut geprüfter Rechnung für Ende 1920 sich ergebenden Zahlen:

Für 1920 (1. 1. bis 31. 12. 1920) verrechnete Einnahmen.

Beiträge und freiwillige Mehrzahlungen: von Mitgliedern und lebenslängl. Mitgliedern	M.	169 402,64
von Teilnehmern	"	5 073,—
Außerordentliche Zuwendungen: die im „Jahresbericht für 1920“ aufgeführten (1. 1. bis 30. 11. 1920)	M.	20 804,—
im Dez. 1920: Ph. L. Schmitt, Mainz (außer 500 M. für lebensl. Mitgliedschaft noch)	"	500,—
Prälat Generalvikar A. Hillebrand, Oregan	"	680,—
ein Betrag von 10 M.	"	10,—
	<u>M.</u>	<u>21 994,—</u>
ab: für Umwandlung einer Stiftung in lebenslängl. Mitgliedschaften	"	1000,— M.
		20 994,—
Aus dem Historischen Jahrbuche	"	2 571,83
Aus den Vereinschriften	"	806,68
Zinsen.	"	6 386,97
Sa: Einnahmen aus laufender Rechnung 1. 1. bis 31. 12. 1920	<u>M.</u>	<u>205 235,12</u>

Für 1920 (1. 1. bis 31. 12. 1920) verrechnete Ausgaben.

Philosophisches Jahrbuch	M.	3 500,—
Sektion für Naturwissenschaften	"	1 200,—
Historisches Jahrbuch	"	29 195,13
Römisches Institut	"	23 756,90
Archäologische Abteilung des Römischen Instituts	"	2 000,—
Sektion für Altertumskunde	"	3 010,45
Sektion für Rechts- und Sozialwissenschaft	"	3 630,51
Allgemeines:		
Sonst. wissenschaftl. Unternehmungen	M.	6 100,—
Privatdozenten-Stipendien	"	12 275,—
Vereinschriften	"	34 789,25
Geschäftsführung Bonn	"	5 153,25
	"	58 317,50
Jahresbericht 1919	M.	2 348,—
Aufstellung der Jahresrechnung usw. 1919	"	800,—
Vorstandssitzung in Würzburg	"	771,50
Generalversammlung in Fulda	"	4 371,60
Wahrnehmung der Obliegenheiten der Geschäftsstelle	"	22 332,21
Zu übertragen	M.	30 623,31 M.
		124 610,49

Uebertrag	M.	30 623,31	M.	124 610,49
Werbekosten d. Graf Hertling-Stiftg.	"	3 373,35		
Druckfachen und Materialien	"	5 446,50		
Schr.-Auslagen, Beiträge, Porti usw.	"	2 609,59	"	42 052,75
Sa.: 1. 1. bis 31. 12. 1920	Ausgaben:	M.	166 663,24	
Die Einnahmen in laufender Rechnung 1. 1. bis 31. 12. 1920 waren	"		205 235,12	
	Mehreinnahme demnach	M.	38 571,88	
Hierzu: Vermögensbestand am 1. Januar 1920 in laufender Rechnung	"		96 049,82	
ergibt als Vermögensbestand am 31. 12. 1920 in laufender Rechnung	M.		134 621,70	

übereinstimmend mit der Vermögensnachweisung.

Graf Hertling-Stiftung.

Einnahmen im Dezember 1920.

„Stifter“ bei der Graf Hertling-Stiftung wurden durch Zuwendung eines Betrages von:

a) mindest. 10 000 M., wodurch d. Ehrenmitgliedschaft der Görres-Gesellschaft erworben wird: Prinz Johann Georg zu Sachsen (bereits im „Jahresbericht 1920“ erwähnt)	M.	10 000,—
b) mindestens 1000 M., wodurch die Rechte der lebenslänglichen Mitglieder der Görres-Gesellschaft erworben werden:		
Bischof Johannes Poggenburg, Münster *)	"	1 000,—
Ludwig Bloch, Berlin **)	"	700,—
Pfr. Schulte, Körbecke *)	"	600,—
Durch Zuwendung von weniger als 1000 M., mindestens aber 300 M. bzw. laut Beschluß vom 20. April 1920 600 M., wurden „Mitstifter“ bei der Graf Hertling-Stiftung, womit die Rechte der lebenslänglichen Mitglieder der Görres-Gesellschaft erworben werden:		
Pfr. Leopold Bauridl, Munkosien i. Bayern (war schon im „Jahresbericht 1920“ aufgeführt mit dem Vermerk am Schlusse der Aufstellung, daß die 500 M. erst im Dezember 1920 verrechnet würden) **)	"	500,—
Pfr. Böhm, Roßberg *)	"	600,—
Geh. Postrat A. Rathemacher, Koblenz **)	"	200,—
Stadtbaurat Hans Verbeck, Köln **)	"	300,—
Primärarzt Dr. Willy Vogel, Breslau-Carlowitz	"	600,—
Dezember 1920	M.	14 500,—

*) Ergänzungszahlung; war schon lebenslängliches Mitglied.

**) Ergänzungszahlung; war schon Mitstifter.

Einnahmen vom 1. Januar bis 30. September 1921.

„Stifter“ mit mindestens 1000 M. Beitrag:

Privatdozent Dr. Ludwig Armbruster, Berlin *)	M.	500,—
Rev. Charles R. Baschab, Sanjalito	"	1 000,—
Kaufm. Georg Benninkmeyer, Amsterdam	"	1 000,—
Rektor H. Fischerstopping, Astenet ***)	"	3 450,—
Studienrat P. F., Trier	"	1 000,—
Fabrikant Karl Hoefelmahr, Rempten i. Algäu	"	1 000,—
Konsul W. Pelizaeus, Hildesheim (war im „Jahresbericht 1920“ als „verschollen“ erwähnt)	"	1 000,—
Werner Christian Schmidt, Rosenhof-Niederlahnstein	"	1 000,—
Bischof Dr. Jos. Dam. Schmitt, Fulda	"	1 000,—
Prof. Dr. Joh. Theis, Trier	"	1 000,—
Rev. B. S. Weßling, Donnelly *)	"	1 100,—
Privatdozent Prof. Dr. Michael Wittmann, Eichstätt	"	1 000,—

„Mitstifter“ mit mindestens 600 M. Beitrag:

Oberregierungsrat Dr. Heinr. Bachmair, München **)	"	300,—
Hochschulprofessor Georg Lorenz Bauer, Dillingen *)	"	350,—
Apotheker Michael Enggruber, Pfarrkirchen **)	"	300,—
Prof. Dr. Paul Sedzink, Braunsberg	"	600,—
Rektor Lenzen, Zülpich **)	"	300,—
Kapl. C. M. Maier, Wallenbuch *)	"	200,—
Pfr. Mehring, Mettingen	"	600,—
Erzbischof Dr. Raymond Nezhhammer, Bukarest *)	"	350,—
Pfr. Adam Ott, Homburg *)	"	350,—
Reichsarchivrat Dr. Otto Kiedner, München	"	600,—
Domkapitular J. Schwind, Speyer **)	"	300,—
Ungenannt, Münster	"	600,—

Kleinere Beiträge:

20, 10, 10, 100, 30, 10, 50, 100, 100, 20, 100	"	550,—
1. 1. bis 30. 9. 1921:	M.	19 450,—

Es betragen demnach

in laufender
Rechnung:

Graf Hertling-
Stiftung:

Einnahmen für 1. Jan. bis 30. Sept. 1921	M.	121 157,74	M.	19 450,—
Ausgaben in demselben Zeitraum	"	127 813,48		—,—
Mehrausgaben	M.	6 655,74		
Vermögensbestand am 31. Dez. 1920	"	134 621,70	"	128 375,—
mithin: Vermögensbestand am 30. September 1921	M.	127 965,96	M.	147 825,—

d. i. zusammen M. 275 790,96 übereinstimmend mit dem Vermögensnachweis.

*) Ergänzungszahlung; war schon lebenslängliches Mitglied.

***) Ergänzungszahlung; war schon Mitstifter.

****) Ergänzungszahlung; war schon Stifter.

Im „Jahresbericht für 1920“ sind Vermögenslage und Mitgliederbestand nach dem Stande vom 30. November 1920 angegeben.

Als lebenslängliche Mitglieder traten der Görres-Gesellschaft im Dezember 1920 noch bei: Rev. Prof. J. W. Berg, St. Francis, Wisc.; Rev. C. Brockmeier, Pfarrer von Meier in Union, Mo.; Miß Josephine Damhorst, St. Louis, Mo.; Rev. E. Franck, Erie, Pennsylv.; Pfr. B. S. Fuerst, Tontitown, Arkansas; Pastor Dr. Hermann Günther, Christiania; Gerichtsassessor a. D. Heer, Beuthen; Rev. Prof. S. J. Heuser, Overbrook, Philadelphia; Msgr. Generalvikar O. J. S. Hoog, v. G. Clayton, Mo.; Pfr. G. H. Hüntmann, New-York; Pfr. Fr. Kopecki, Brit. Iowa; Mrs. Teresa Kulage, St. Louis, Mo.; Pfr. J. J. Meisfuß, Breesa, Ill.; Rev. Thomas Destreich, O. S. B., Vice-President and Rector of Belmont Abbey-College, Belmont, North-Carolina; Pfr. S. C. Petri, Charleton; Pfr. J. Raith, Minot, North-Dakota; Pfr. G. Rauch, Fergus-Falls, Minn.; Frl. Studienrat Koters, Hörde; Right Rev. Msgr. Joseph Kuesing, West-Point, Nebraska; Msgr. Pfr. B. Schmiehausen, Andale, Kansas; Ph. L. Schmitt, Mainz; Pfr. J. W. Sieverding, Warren, Pennsylv.; Pfr. John G. Stein, Cincinnati, Ohio; Pfr. J. A. Thie, Tell City, Indiana; Rev. Herm. Joseph Untraut, Marshfield, Wisc.; Pfr. J. J. Wallrapp, Ardmore, Oklahoma; zusammen 26.

Vom 1. Januar bis 30. September 1921 traten als lebensl. Mitglieder bei: Dr. Bäßeler, Lichtenhain; Benediktiner-Abtei St. Joseph, Coesfeld; P. Klemens Blume, S. J., München; Dr. med. J. Bungart, Köln; Pfr. A. W. Geers, Barf River, Michigan; Rev. S. Groll, St. Louis, Mo.; Pfr. Theod. Hammcke, Philadelphia, Pennsylv.; P. Franz Xaver Hecht, P. S. M., Limburg; Pfr. u. Rektor Henry Kaufmann, Detroit, Mich.; Pfr. Adalbert Knapp, Müdingen; Charles Korz, Butler, New-Jersey; Pfr. Joseph Fr. Lubelen, St. Louis, Mo.; Fabrikant Franz Marthaler, Zweibrücken; Gräfin Nellie v. Mörner, Freiburg; Oberstudienrat Eduard Müller, Lohr; Direktor Otto Müller, Worms; Fabrikdirektor Joseph Muth, Zweibrücken; Fabrikant Joseph Olig, Montabaur; Stiftsvikar J. Queck, Aachen; Pfr. Dr. Herbert Regenbogen, Auburn, N.-Y.; Pfr. Adolf Rosch, Andernach; Frl. stud. med. Helene Rosenmüller, Münster; St. Peter-Paul Monastery, Cumberland, Maryland; Dr. med. E. W. Scholter, Milwaukee, Wisc.; Rev. L. Starostzick, Columbus, Wisc.; Pfr. L. van Lourenhout, St. Genere, Mo.; Jakob Weis, Koblenz-Neuendorf; Pfr. Dr. Louis M. Woelfel, Pittsburgh, Pa.; Dr. Arthur Wynen, Advokat a. d. röm. Rota in Rom; zusammen 29.

Außer diesen 55 (26 im Dez. 1920, 29 in 1921) die 9 „Stifter“ (9 in 1921) und 5 „Mitstifter“ (1 im Dez. 1920, 4 in 1921) der Graf-Hertling-Stiftung, die noch nicht lebenslängliche Mitglieder waren; im ganzen also 69 neue lebenslängliche Mitglieder.

Durch den Tod wurden der Görres-Gesellschaft u. a. entzogen: die 2 Beiratsmitglieder: Prälat Prof. Dr. theol. Frz. Hitze, Münster

i. W.; Univ.-Prof. Dr. Knöpfler, Schomburg; die 7 lebenslänglichen Mitglieder: Pfr. A. Duffner, Kielasingen (Mitstifter); Bischof S. M. Koudelka in Superior, Wisc.; Bischof Dr. theol. Fr. Löbmann, Dresden (Stifter); Pfr. Meurer, Heiligenroth; Frz. Schmitz, St. Loenis; Pfr. Schreiner, Rehlingen (Stifter); Prof. A. Schwind, Hildesheim.

Die Görres-Gesellschaft zählte Ende September 1921 (die entsprechenden Zahlen vom Ende November 1920 laut „Jahresbericht für 1920“ sind in Klammern beigefügt): 32 (32) Ehrenmitglieder, 512 (450) lebenslängliche Mitglieder, 3761 (3711) Mitglieder, 968 (972) Teilnehmer, 262 (263) Abonnenten des Historischen Jahrbuches. Die Zahl der Ehrenmitglieder ist also dieselbe geblieben, während der Zuwachs den durch Sterbefall oder aus sonstigen Gründen erfolgten Abgang übertrug bei den lebenslänglichen Mitgliedern um 62 und bei den Mitgliedern um 50; die Anzahl verminderte sich bei den Teilnehmern um 4 und bei den Abonnenten um 1.

*

Finanzlage und Mitgliederbestand der Görres-Gesellschaft geben Veranlassung zu folgenden Erwägungen.

Gelegentlich der Generalversammlung in Worms (5.—8. Sept. 1921) wurden die neuen Bewilligungen beschlossen mit der Bestimmung, daß die Privatdozentenstipendien der Graf-Hertling-Stiftung entnommen werden sollen. Es erscheint daher notwendig, die Graf-Hertling-Stiftung zunächst genauer zu begrenzen, damit der tatsächliche Betrag derselben ersichtlich wird. In der vorliegenden Abrechnung ist als Bestand am 30. Sept. 1921 angegeben M. 147 825,—

Da die „Stifter“ und „Mitstifter“ zugleich die lebenslängliche Mitgliedschaft erworben haben, soweit sie diese nicht schon hatten, und der Beitrag für lebenslängliche Mitgliedschaft 500 Mark beträgt (jährliche Zinsen zu 4% sind 20 M., also — abgesehen von den 10% Kapitalertragssteuer — in gleicher Höhe wie der jährliche Mitgliedsbeitrag von 20 M.), so sind die entfallenden Summen als „Deckungskapital für lebenslängliche Mitgliedschaft“ von der Graf-Hertling-Stiftung abzusetzen und dem übrigen Kapital zuzuführen. Das sind:

in 1919	M.	6 000,—	
„ 1920	„	42 150,—	
„ 1921 (1. Jan. bis 30. Sept.)	„	8 000,—	„ 56 150,—
so daß verbleiben	M.	91 675,—	

Andererseits wären der Graf-Hertling-Stiftung von den nach Abzug dieses Deckungskapitals verbleibenden Beträgen jährlich rund 4% Zinsen zuzuführen. Das sind:

Zu übertragen M. 91 675,—

	Uebertrag	M.	91 675,—
in 1919	M.	584,—	
" 1920	"	1 692,—	
" 1921 (1. Jan. bis 30. Sept.)	"	2 656,—	M. 4 932,—
Die Graf-Hertling-Stiftg. beträgt hiernach am 30. 9. 21	M.	96 607,—	
Der Vermögensbestand in lfd. Rechnung am 30. Sept. 1921 ändert sich entsprechend von	M.	127 965,96	
durch Hinzurechnung vorseitiger	"	56 150,—	
	M.	184 115,96	
und Abrechnung obiger	"	4 932,—	
	auf	M. 179 183,96	" 179 183,96
Insgesamt am 30. Sept. 1921, übereinstimmend mit dem Vermögensnachweis	M.	275 790,96	
Für die insgesamt 544 lebenslänglichen Mitgliedschaften (Ehrenmitglieder, Stifter, Mitstifter und lebenslängliche Mitglieder) ist nach obigem ein Deckungskapital von je 500 M. erforderlich, d. i.	"	272 000,—	
Also sind von dem gesamten Vermögen der Görres-Gesellschaft, einschließlich Graf-Hertling-Stiftung, nur verfügbar	M.	3 790,96	
wozu jeweils beim Ableben eines lebenslänglichen Mitgliedes die aus dem Deckungskapital freiwerdenden 500 M. hinzukommen.			
Die Kosten der Vereinschriften (Honorare, Druckherstellung, Versendung und Porto) betragen rund:			
zweite Vereinschrift 1920	M.	14 005,—	
dritte Vereinschrift 1920 (nach Abzweigung der auf den Jahresbericht entfallenden Kosten	"	9 883,—	
erste Vereinschrift 1921	"	16 174,—	M. 40 062,—
Redaktion und Auslagen betr. die Vereinschriften	"	700,—	
Die Kosten des Jahresberichtes 1920 (Honorar, Druckherstellung, Versendung und Porto, als Anteil an den Kosten der dritten Vereinschrift 1920 errechnet) betragen rund	"	12 075,—	
Die Kosten des Historischen Jahrbuches (Honorare, Druckherstellung, Versendung und Porto) betragen rund:			
Band 40 (1920), nur ein Heft erschienen (26 Bogen)	M.	29 650,—	" —,—
Band 41 (1921), erstes Heft (12 ¹ / ₂ Bogen Umfang)	M.	15 012,—	
dazu, falls außerdem nur noch ein zweites Heft in gleichem Umfang und gleicher Kostenhöhe erscheint	"	15 012,—	" 30 024,—
	Zu übertragen	M.	82 861,—

	Uebertrag	M.	82 861,—
Redaktion und sonstige Auslagen betreffend Historisches Jahrbuch		M.	5 500,—
die als gedeckt durch den Erlös aus Abonnements und Absatz im Buchhandel gelten können.			
	Zusammen	M.	88 361,—

Die Vereinschriften und der Jahresbericht wurden versandt an die Ehrenmitglieder (32), lebenslänglichen Mitglieder (512) und Mitglieder (3761); der „Jahresbericht allein“ an die Teilnehmer (968).

Die Kosten der Vereinschriften (40 762 M.) verteilen sich demnach auf $(32 + 512 + 3761 =)$ 4305 Empfänger, d. i. je rd. M. 9,47

Die Kosten des Jahresberichtes (12 075 M.) verteilen sich auf $(4305 + 968 =)$ 5273 Empfänger, d. i. je „ „ 2,30

Die Kosten des Historischen Jahrbuches (30 024 M.) müssen aus den Beiträgen derselben (5273) gedeckt werden, d. i. je „ „ 5,70

Hiernach würden also von jedem Mitgliedsbeitrag (20 M.) allein M. 17,47

zur Deckung nur obiger Kosten verwendet werden müssen, selbst wenn letztere in gleicher Höhe bestehen geblieben wären. Da aber die Preise inzwischen ganz wesentlich gestiegen sind, reicht der Mitgliedsbeitrag nicht aus. Der Teilnehmerbeitrag (6 M.) reicht schon bei weitem nicht zur Deckung obiger $(2,30 + 5,70 =)$ M. 8,—.

Die Görres-Gesellschaft kann demnach aus den Beiträgen der Mitglieder und Teilnehmer einschließlich der Zinsen aus dem „Deckungskapital für lebenslängliche Mitgliedschaften“ nicht einmal die Kosten der Vereinschriften, des Jahresberichtes und des Historischen Jahrbuches bezahlen, so daß für alle die anderen Ausgaben, die laut Nachweis für 1. Jan. bis 30. Sept. 1921

	M.	127 813,48
nach Abzug obiger	„	88 361,—
nur für diese neun Monate bereits	M.	39 452,48

betragen, die Görres-Gesellschaft auf außerordentliche Zuwendungen bezw. auf Steigerung aus den Mitglieder- und Teilnehmerbeiträgen angewiesen ist.



Inhaltsverzeichnis.

	Seite
Prof. Dr. Buschbell, Zur Charakteristik des Kardinals Bellarmin	3
Prof. Dr. Joseph Engert, Remigius Stölzle	15
Prof. Dr. E. Kalt, Israelitische Kleinkunst	18
J. P. Kirsch, Die neu entdeckte „Memoria Apostolorum“ an der Via Appia bei Rom	27
Dr. L. Mohler, Die Wiederbelebung des Platonstudiums in der Zeit der Renaissance durch Kardinal Bessarion	41
Prof. Dr. Kademacher, Jahresbericht für 1921	49

